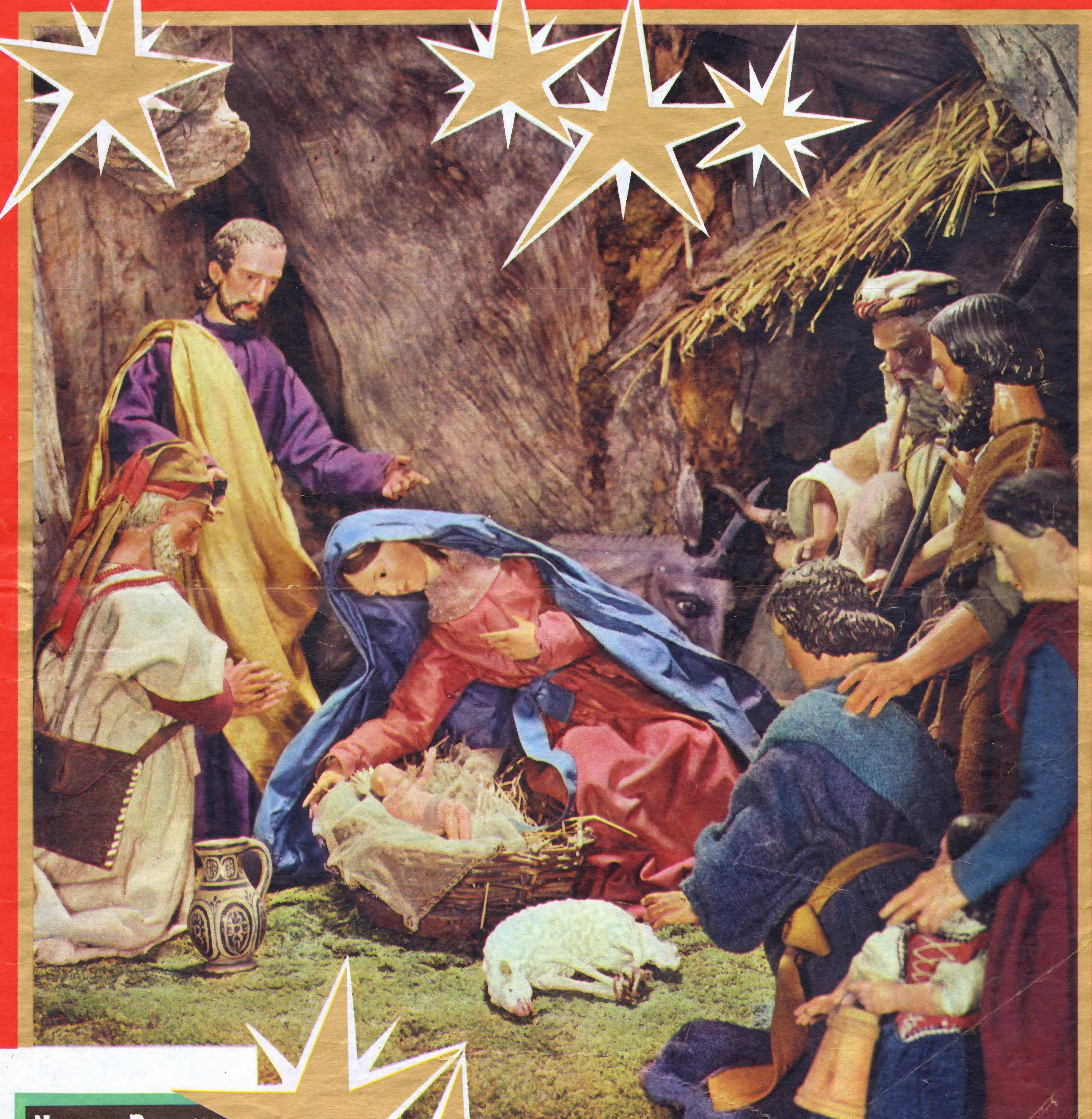
Frankfurter Illustrierte

26. Dezember 1959 Nr. 52 · 50 Pf
Frankfurt am Main 47. Jahrgang Österreich S 4.-



Neuer Roman

Gefährlicher Schnee

von Claus Bela und Tanja Tamar

Ein frohes Weihnachtsfest allen unseren Freunden

Bildscharf Zuverlässig



MANDARIN
998,- DM

GRAETZ-Fernsehempfänger werden nur einmal grundeingestellt, – dann genügt es, die Ein/Aus-Taste zu drücken.

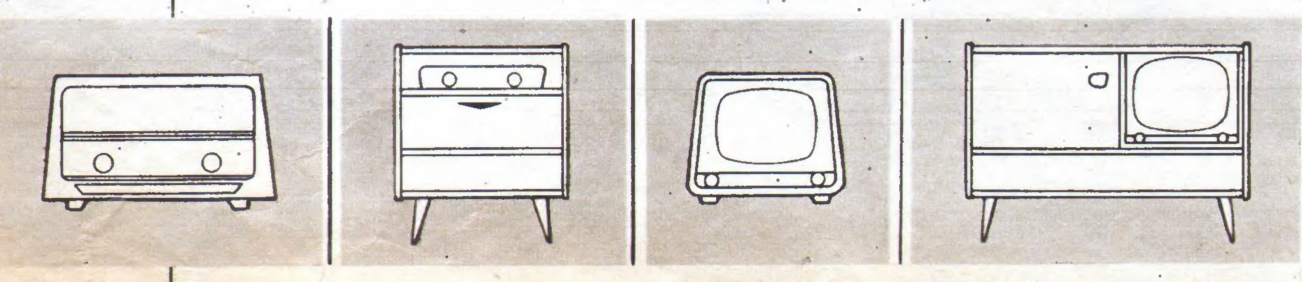
GRAETZ-Fernsehgeräte haben selbstverständlich die moderne Bildröhre mit 110° Ablenkung.

Um Ihnen den Empfang des 2. Fernsehprogramms zu ermöglichen, sind alle GRAETZ-Fernsehempfänger gegen Mehrpreis auch mit dem Dezi-Empfangsteil lieferbar, der durch einen Druck auf die Duplex-Dezi-Taste eingeschaltet wird.

Graetz

BEGRIFF DES VERTRAUENS

Alle GRAETZ-Fernsehgeräte erfüllen die verschärften Störstrahlungs-Bestimmungen der Bundespost. Sie haben die Prüfnummer Z 107 erhalten.



Unverbindliche Vorführung des umfangreichen Graetz-Rundfunkgeräte- und -Stereo-Musiktruhen-Programms sowie der vielen Graetz-Fernsehempfänger-Typen bei jedem guten Fachhändler

Hochleistungs-Fernsehgeräte: Fähnrich (43 cm) 698,- DM, Markgraf (53 cm) 798,- DM, Mandarin (53 cm) 998,- DM, Maharadscha (53 cm) 1598,- DM. **Luxus-Fernsehgeräte:** Kornett (43 cm) 868,- DM, Burggraf (53 cm) 996,- DM, Kalif (53 cm) 1298,- DM, Monarch (61 cm) 1498,- DM. **Fernseh-Rundfunk-Kombinationen:** Reichsgraf (53 cm) 1198,- DM, Kurfürst (53 cm) 1478,- DM, Maharani (53 cm) 1998,- DM

Frankfurter Illustrierte

Nr. 52 vom 26. Dezember 1959

Lieber Leser!

Gleich ist es soweit. Noch ist die Tür versperrt, die Augen der Kinder starren sie sehnsüchtig an, die kleinen Ohren warten auf das feine Bimmeln des Glöckchens – dann öffnet sich die Tür, die Herzen klopfen, die Herrlichkeit tut sich auf: der Christbaum, voll mit Lichtern, duftend nach Tannen, ein paar Nadeln sind auf die Geschenke gefallen, aber das macht sie nur schöner, Zauber über Zauber, Wunder über Wunder...

So war es, als der Opa und vielleicht auch als der Papa noch ein Kind waren. Wie ist es jetzt? Die Tür ist versperrt wie damals, das Glöckchen läutet wieder, aber klopft auch das kleine Herz noch? Ach, was das Kind gleich sehen wird, das kennt es längst.

Es ist den brennenden Weihnachtsbäumen an jeder Straßenecke begegnet, es hat die weißen und goldenen Engel an den gläsernen und steinernen Fassaden gesehen, der Weihnachtsmann im roten Kittel und weißen wuscheligen Wattebart hat ihm den Weg verstellt und Mutti aufgefordert, sich mit dem Kleinen vor die Linse einer Kamera zu stellen, denn St. Ruprecht will ein schnödes Geschäft machen...

Wir bitten um Erbarmen. Wir bitten es für die Kinder. Wir bitten es im Namen derer, die als Kinder glücklich waren über den Teller, übervoll mit Nüssen, lachenden Äpfeln und Buttergebackenem. Wir bitten es im Namen aller derer, für die der Baum ein Wunder war wie in einem Märchen von Andersen, mit farbigen Kerzen und grüngläsernen Kugeln und mit kleinen Schokoladenstückchen, silbern umhüllt, zwischen den duftenden Zweigen und die ihre Kinder genauso froh sehen möchten.

Sollten wir nicht den Kindern das Christfest schenken, wie es einst gewesen? Glaubt man im Ernst, daß weniger Geschenke gekauft werden, wenn nicht alles, was an Symbolen, die seit Jahrhunderten ehrwürdig sind, in allen Läden liegt, auf allen Gassen aufgestellt ist?

Ach, so denkt doch an die, für die das Fest in der Welt ist: an die Kinder. Darum bittet alle, die es angeht

Ihre Redaktion

Liebe Frankfurter Illustrierte

Die Redaktion behält sich bei Zuschriften, die in dieser Rubrik veröffentlicht werden, das Recht der Kürzung vor.

Vertanes Geld

Zu unserer Raketenreportage in Nr. 48/59

Ob die Amerikaner das Raketenrennen gewonnen haben oder die Russen, das ist mir gleichgültiger als alles auf der Welt. Wenn Sie aber eine Meldung bringen, daß der Krebserreger entdeckt ist, dann bin ich bereit, dem verantwortlichen Redakteur um den Hals zu fallen. Man sollte das ganze Geld für die sinnlosen Weltraumprojekte in die Forschung gegen unheilbare Krankheiten stecken. *Elisabeth Nischwitz, München*

Nicht Herriot, sondern Henriot

In Ihrer Nummer 47 hat sich sicher ein Druckfehlerteufel eingeschlichen. In dem Kapitel „So gewannen sie den Krieg" wird von dem toten Herriot gesprochen. Sie meinen sicher den Propagandaminister Philippe Henriot, der ermordet wurde. Stimmts?

Richard Schulz, Dortmund.

Anm. d. Red.: Es stimmt!

Die Kehrseite

Zu unserer Meldung „Konkurs" in Nr. 48/59

Zwei junge Mädchen sind jüngst in Hamburg aus dem Fenster gesprungen und auf dem Pflaster zerschellt, „um James Dean zu helfen". Früher spannten die Theaterenthusiasten den Sängern und Schauspielern die Pferde aus, in unserm hysterischen Jahrhundert opfern verstiegene Mädchen ihr junges Leben für ein Phantom. Welch bestürzendes Zeichen geistiger Verwilderung! Ihre Meldung, daß gleichzeitig eine Stiftung für Nachwuchsschauspieler – „künftige James Deans" – in New York bankrott gegangen ist, weil einfach kein Geld einging, unterstreicht nur diesen Wahnwitz: etwas Gutes, Förderliches zu tun, dazu ist niemand entschlossen.

Wilhelm Kleemann, Duisburg

Bravo, Hardy!

Zu unserem Titelbild in Nr. 48/59

Daß mir Hardy Krüger auf Ihrem Titelbild entgegentrat, hat mich sehr sympathisch berührt. Ich habe den Schauspieler ins Herz geschlossen, seit er sich geweigert hat, in dem unsäglichen



„Liane"-Film mit dem Nackedei Marion Michael auch noch im zweiten Teil mitzuwirken. Wenn nur mehr Schauspieler die Courage hätten, Filme abzulehnen, deren Drehbuch ihnen schon die obsolute künstlerische Minderwertigkeit des Erzeugnisses zeigen muß. Bravo, Hardy! *Erika Neumann, Würzburg*

Eine dankbare Aufgabe

Zu unseren medizinischen Berichten

Eine dankbare Aufgabe hat sich der Autor Ihrer medizinischen Berichte gestellt, die ich immer wieder mit großem Interesse lese. Gerade wir alten Leute — ich bin 76 Jahre alt — können aus diesen Artikeln viel lernen. Darf ich Sie bitten, auch im neuen Jahr mit Ihrer medizinischen Reihe fortzufahren? Viele alte und kranke Menschen werden es Ihnen danken. *Anna Müller, Berlin*

Unhöflich und unklug

Zu unserem laufenden Artikel „Hexenkessel Westafrika"

Stimmt es, wie ich in einer Zeitung gelesen habe, daß der französische Botschafter in Bonn, Seydoux, den Empfängen beim Staatsbesuch Sekou Tourés in der Bundeshauptstadt ferngeblieben ist? Träfe diese Meldung zu, brauchten sich die Franzosen nicht zu wundern, wenn sich die neuen afrikanischen Politiker bei den Kommunisten die Höflichkeit suchten, die ihnen im Westen versagt bleibt. In Moskau und Prag ist man bestimmt nicht so – unklug...

Walter Neumann, Düsseldorf

Albertinis Ende

Zu unserer Glosse „Lieber Leser" in Nr. 47/59

Sie hatten gefragt, ob jemand etwas Genaueres über den Tod des Sensationsdarstellers Luciano Albertini wisse. Albertini unterhielt, nachdem ihn der Film nicht mehr beschäftigte, in Berlin N eine kleine Konditorei. Wir jungen Männer gingen gern dorthin, schon aus Interesse für den einst berühmten Star. Nach und nach erlosch das Interesse an dem in Vergessenheit geratenen einstigen Darsteller. Der Laden ging pleite, und um 1930 starb Albertini aus Kummer; er hatte alle Filmersparnisse in die Konditorei gesteckt. *Fritz Freund, Kirchheim bei Heidelberg*

Albers in Wien

Zu unserer Notiz in Nr. 48/59

Sie schreiben, daß Hans Albers demnächst im Wiener Raimundtheater in Zuckmayers „Katharina Knie" den Zirkusdirektor spielt. Ich habe aufgeatmet. Gibt es denn in ganz Deutschland keinen Regisseur, der diesen großartigen Charakterdarsteller einzusetzen weiß? Wenn man freilich bedenkt, daß ein Hans Moser, der doch in „Liebelei" eine erschütternde Rolle gespielt hat, hierzulande nur für Possen und Schnulzenstücke verpflichtet wird, könnte man verzweifeln. *Heinzdieter Salzmann, Ludwigshafen*

Sie ist es nicht!

Zu unserem Artikel „Ist die Bundeswehr beliebt" in Nr. 46/50

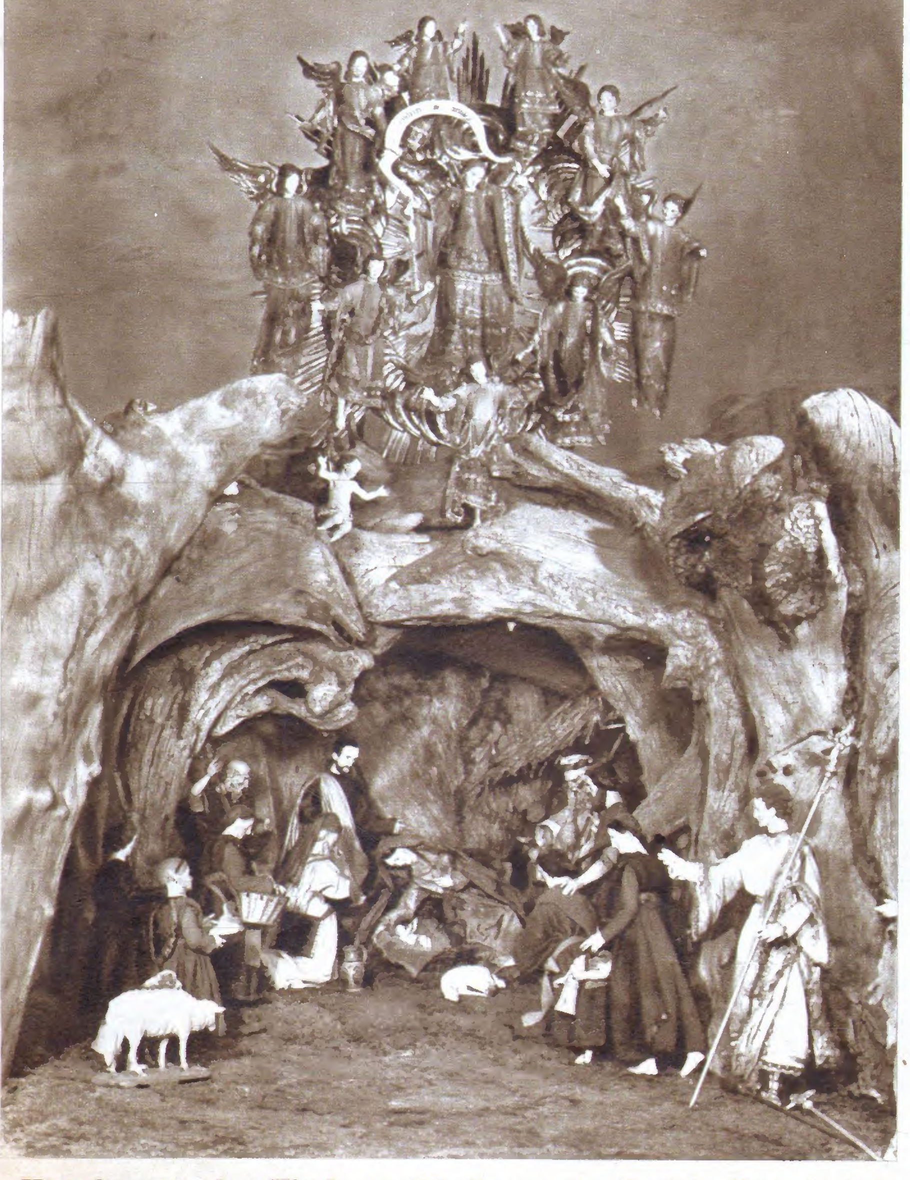
Leider muß ich dem Autor dieses Berichtes widersprechen, wenn er behauptet, daß die Bundeswehr beliebt sei. Mein Sohn leistet zur Zeit ganz gegen seinen Willen seinen Wehrdienst ab. Er ist zu einer Einheit der Bundeswehr gekommen, die in einer Großstadt liegt, und schrieb mir erst kürzlich, daß seine Kameraden und er nicht allein in Uniform ausgehen können, weil sie laufend von Zivilpersonen, vorwiegend Jugendlichen, belästigt, ja sogar tätlich angegriffen werden. Zwar wird es nicht in allen Garnisonen so sein, aber Sie verwässern das Problem, wenn Sie in Ihrem Artikel zu dem Schluß kommen, die Bundeswehr sei beliebt.

Name und Anschrift sind der Redaktion bekannt

Dem Besucher stockt der Atem, wenn auf dem Dachboden des Oberammergauer Mesnerhauses das Licht aufflammt. Unter dem Strahl der Deckenlampen glüht eine Märchenstadt auf, die in der Welt einmalig dasteht: die Weihnachtskrippe von Oberammergau! 432 Figuren, teils meterhoch, teils nur fingergroß, beleben eine Fläche von rund 50 Quadratmetern. Nur wenige kennen dieses grandiose Kunstwerk. Der Ruhm der Passionsspiele hat den der Krippe überdeckt.

Der Schatz von Oberammergau

Die schönste und größte Weihnachtskrippe der Welt steht unbeachtet auf einem Dachboden des bayerischen Passionsspiel-Dorfes



Hier begann das Werk der Künstler aus dem Dorf der Herrgottschnitzer: kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg schufen sie die Krippe und die Figuren des Jesuskindes, der Jungfrau Maria und des Zimmermannes Joseph. Seither war und ist es Tradition, daß fast jedes Jahr die berühmtesten Bildschnitzer des Ortes neue Figuren hinzuliefern. Ursprünglich stand die Krippe in der Dorfkirche. Bei einem großen Brand wurde sie als einziges Stück in letzter Minute gerettet.

Spanische Einflüsse zeigen diese Figuren einer Randszene. Den Hintergrund bildet ein echt dentsches Bürgerhaus. Jahrhundertelang bauten die Oberammergauer an ihrer Krippe. Von Reisen durch die Welt brachten sie neue, fremde Eindrücke mit heim und verarbeiteten sie in ihren Schnitzereien. — Die Gewänder der hier abgebildeten Personen sind mit echtem Persianerfell besetzt. Seide, Brokat, zahlreiche Juwelen und Edelmetalle zieren die einzelnen Figuren.



Die Seele des Volkes spiegelt sich in den vielen Schnitzereien wider. Man vermißt in der Gestaltung von Kleidern, Geräten und anderen Details oft die historische Genauigkeit. Kommt es aber darauf an? Wenn zu „Bethlehem" Bauern in bayrischer Tracht neben Figuren des griechischen Altertums stehen wie auf diesem Bild, wenn sich Epochen und Landschaften überschneiden, so soll das sagen: Die Botschaft Christi ist überall und in allen Zeiten zu Hause und gültig.



Gekrönte Häupter spielten Schicksal in der Geschichte der Oberammergauer Krippe. Zur Zeit der Besetzung des Landes durch Napoleon mußte das Kunstwerk in den Bergen versteckt werden, weil der korsische Eroberer es nach Frankreich deportieren wollte. Schließlich landete es auf dem Speicher des Mesnerhauses. Dort besuchte es jeden Heiligabend der bayrische König Ludwig II. Er stiftete Juwelen von unermeßlichem Wert für die Dreikönigs-Gruppe.

„Zu Befehl,

20000 amerikanische Soldaten leisten ihren nal in den Wohnungen und Klubs ihrer Offiziere

Ich bin kein Dienstmädchen

Vom Regen in die Traufe kam Sergeant Bagwell. Er hatte über seine Putzertätigkeit bei seinem kommandierenden General vor dem Kongreß ausgesagt und offen zu den Mißständen in der Armee Stellung genommen. Zum Dank ließ ihn der General in die Gepäckaufbewahrung des Militärflugplatzes Andrews versetzen.



Von Hause aus Meteorologe, wurde der junge Korporal John Sheldon ein Jahr lang bei der Armee in einem Offiziersklub beschäftigt. Jetzt endlich ist Sheldon, auf Grund des Eingreifens des Kongreßmannes Kowalski, auf einen Luftstützpunkt der Air Force versetzt worden, wo er als „Wetterfrosch" seinen Wehrdienst ableistet.

Eine ganze Division fühlt sich in der US-Armee wortwörtlich „zur Minna gemacht". Diese 20 000 G.I.'s absolvieren ihren Wehrdienst vorwiegend nicht auf dem Kasernenhof, sondern in den Küchen, Garagen, Besenkammern und Kinderzimmern ihrer Offiziere. Was der ehemalige Oberst der US-Armee und heutige Kongreßmann Frank Kowalski ermittelte und mit scharfen Worten dem Kongreß unter die Nase rieb, hält jedem Vergleich mit Preußens Gloria gut und gern stand. Kein Wunder, daß man im Pentagon, dem „Gehirn" der amerikanischen Vaterlandsverteidigung, nicht mehr gut auf den ehemaligen Kriegskameraden aus dem Stabe Eisenhowers zu sprechen ist. Er hat ein Wespennest aufgestochen ...

Das gesamte stationierte Personal des US-Luftstützpunktes in Mather an der pazifischen Küste zittert vor dem wohl seltsamsten „Vorgesetzten" der Welt: einem leeren Auto! Dieser ranghohe Straßenkreuzer mit dem roten Generalsschild gehört dem Kommandanten des Stützpunktes, General Wood. Soldaten und Offiziere aller Dienstgrade sind angewiesen, selbst dann in zackiger Grußstellung vor dem Geßler-Hut aus Blech und Chrom zu verharren, wenn er leer und stumm auf dem Parkplatz steht. Eine gleichfalls motorisierte Patrouille der Militär-Polizei wacht darüber, daß dieses Zeremoniell streng beachtet wird. Zuwiderhandelnde werden an Ort und Stelle verhaftet und vor das Kriegsgericht gestellt.

Nach Artikel 1028 des Militärgesetzes von 1956 ist „die Verwendung eines Soldaten, ganz gleich für welche Art von untergeordnetem Hausdienst es sich handelt, verboten".

Wie aber sieht es in Wirklichkeit aus? Fast jeder General und jeder Admiral der US-Streitkräfte, der Kommandant ist, hat fünf bis sechs Soldaten ausschließlich für seine persönliche „Betreuung". Einige unter ihnen rupfen Unkraut aus den Generals-Gärten, putzen Fenster, servieren der Familie und waschen die Nylons der Frau Generalin. Diese Offiziersburschen kosten den amerikanischen Steuerzahler — nach Ermittlungen Frank Kowalskis — runde 250 Millionen Dollar im Jahr.

Aber auch in den Offiziersklubs leisten Wehrpflichtige ihre Dienstzeit ab. In einem solchen Klub in der Nähe von Washington ist der Barmann ein Sergeant der Panzertruppe, der Portier ein Pionierkorporal und der Badediener ein Angehöriger der Air Force. Hinter der Bar wird den Offizieren der Cocktail von einem Stabsfeldwebel der Infanterie gereicht, und das Essen serviert ein Gefreiter der Verwaltungstruppe. Alle diese Dinge sind keine Einzelfälle, sondern gehören zu den Alltäglichkeiten der US-Armee.

Der Sergeant fünfter Klasse, C. Bagwell, sagte vor dem Kongreß über seine Tätigkeit bei General James R. Pierce aus: „Meine Aufgaben im Hause des Generals waren zahlreich und delikat. Ich war

Frau General!"



Frank Kowalski, Kongreßmann und Oberst a. D. der US-Armee, erregte mit seinen Angriffen gegen das Pentagon (amerikanisches Kriegsministerium) in Washington Aufsehen.

Wehrdienst als Küchen- und Reinigungsperso-

Ein Bericht unseres Mitarbeiters Nerin E. Gun



„Ich bin mit meinem Job zufrieden", sagte Korporal Frank Trout, der von seiner Einheit zu einem Offiziersklub nach Cape Canaveral abkommandiert wurde. Hier fungiert er Abend für Abend als Barmixer, und, anstatt Handgranaten zu werfen, schüttelt er den Mixbecher. Nebenbei verdient er im Monat ein ganz schönes Sümmchen.

Mädchen für alles: wusch das Geschirr ab, beschäftigte mich mit dem Baby, wechselte die Windeln, nahm Telefongespräche ab, servierte den Kaffee, wenn die Dame des Hauses ihre Bridge-Partie empfing, und ging mit dem Hund spazieren. Meine Kameraden nannten mich, natürlich um mich zu hänseln, „dicke Anna".

Soweit die Ausführungen des Sergeanten B. Es sind keine Einzelfälle, und der Kongreß will sich in Kürze noch einmal mit den Küchensoldaten der US-Streitkräfte beschäftigen. Zur Zeit ist man im Pentagon damit beschäftigt, durch Dementis und Abschwächungen den schwarzen Fleck auf dem Ehrenschild der Offiziere abzuschwächen. In den Offiziersklubs in Washington und Umgebung sind die Soldaten durch Zivilangestellte ersetzt worden, und auch das Auto des Generals Wood braucht nicht mehr gegrüßt zu werden. Nur in den kleinen Garnisonen im Westen Amerikas und in Übersee versehen wie eh und je in Offiziersklubs und Generalsunterkünften Soldaten ihren Dienst als Bedienungspersonal.

Ich bin kein Haferflockenverkäufer

Statt Munition, Waffen und Geräte zu verwalten, ist Sergeant Wenhoff Verkaufschef eines der vielen Warenhäuser, die die amerikanische Armee unterhält. Zweifellos sind diese Läden, in denen Gebrauchsgüter zu billigeren Preisen verkauft werden, bei allen Armeeangehörigen sehr beliebt. Aber Sergeant Wenhoff ist mit seinem Job nicht zufrieden: „Ich wurde nicht Soldat, um Haferflocken zu verkaufen."

Gefährlicher Schnee

Neuer Roman

Die Geschichte eines jungen Skilehrers, der in ein falsches Paradies geriet. Von Claus Bela und Tanja Tamar

Als der Brief von der Direktion des Grandhotels in Wildbühl morgens zwischen sieben und acht Uhr zusammen mit einigen nichtssagenden Drucksachen durch meinen Türschlitz rutschte, ahnte ich noch nichts von seiner fatalen Bedeutung für die nächsten Monate meines Daseins. Ich wußte nicht einmal, daß der Föhn über Nacht ein Loch in den Münchner Winter genagt hatte. Sonst wäre ich vielleicht mißtrauischer und wachsamer gewesen.

Vergrämt sammelte ich die Briefe vom Fußboden auf. Dann streckte ich die Hand nach dem Abreißkalender aus. Wir schreiben den 22. Dezember. Übermorgen war Heiliger Abend.

Ich nahm mir die Briefe und blätterte sie lustlos durch. Zuerst die Drucksachen.

Kein Mensch verrät mir, woher die Erzeuger von Kindernährmitteln, Gummistrümpfen und Vervielfältigungsapparaten meine Adresse kennen!

Dabei halte ich Whisky für das beste Nährmittel. Das Tragen von Gummistrümpfen stelle ich mir lästig vor, und die Vervielfältigung meiner dubiosen Werke besorgt schon mein Verleger.

Der nächste Brief kam von der Redaktion eines Reise-Journals, das meine Sumatra-Geschichten abdrucken wollte. Außerdem verlangten sie meinen Lebenslauf in Stichworten. Von mir aus! —

Ich fischte einen Bleistiftstummel aus der Schublade und notierte auf der Rückseite des Briefbogens:

Ich heiße Claude Kilian und lebe davon, daß ich dicke, dumme Bücher schreibe. Stop. Im übrigen bin ich, wenn mein Geburtsschein stimmt (als Schriftsteller bin ich argwöhnisch gegen alles Gedruckte), 37 Jahre und drei Wochen alt, 1,80 m groß und mager wie ein Zigeuner. Stop.

Ich habe braune Haare, grüne Augen (sagt Kyra Alexandrowna, die Sekretärin meines Verlegers), eine Narbe am Kinn (Erinnerung an den Krieg, den ich als Jagdflieger absolvierte) und eine zweite Narbe auf dem Bauch, die von einer zivilen Messerstecherei in Marseille stammt. Stop.

Heute bin ich Besitzer einer mit verbrecherisch hohen Baukostenzuschüssen wiederhergestellten Atelierwohnung in Schwabing, eines schwarzen englischen Sportzweisitzers mit Namen Philip, eines schlechten Charakters (sagt Kyra) und eines liebenswürdigen Hundes fragwürdiger Abstammung, den ich Jonny Poker taufte, weil er von mir anläßlich eines Whiskyrausches angeschafft wurde. Stop.

Ich wurde als Sohn eines bayrischen Vaters und einer französischen Mama auf Sumatra geboren. Aber das ist – siehe oben – lange her. Meine Mama – sie war sehr schön und nahm es mir nie übel, daß ich sie „Odile" und nicht „Maman" nannte – starb, als ich meinen ersten Milchzahn für eine Schlangenhaut an meinen chinesischen Freund Tschun verkaufte. Mein Vater ging einige Jahre später mit dem schönen Steamer „Etienne" unter. Stop.

Seitdem bin ich überall und nirgends zu Hause, und manchmal wünsche ich mir, ich wäre in dem Dorf, wo meine brave Großmutter wohnte zur Welt und nie durch die Welt gekommen, sondern immer in meinem Kuhdorf geblieben. Aber das ist natürlich Blödsinn. Stop. Irgendwann kommt wahrscheinlich der große Krach, und bis dahin will ich meine Honorare weiter in schottischen Whisky und Flugtickets, in Austern und Hundekuchen (für Jonny Poker) sowie in Jazzplatten und Rosen (für Kyra Alexandrowna) umsetzen. Stop. Zu lang? Ich meine, der „Lebenslauf in Stichworten"? Ist mir auch egal. Das Kaffeewasser kocht. Adieu!

In diesem Augenblick entdeckte ich den Brief des Grandhotels aus Wildbühl. Aber ich ahnte noch immer nichts Böses. Mit Kaffeetasse, Brief und Zigarette im Mundwinkel latschte ich ins Atelier und fetzte den Brief des Grandhotels mit der Nagelfeile auf.

Schon vor dem Krieg war es so eine Gewohnheit von mir, ein Zimmer im Grandhotel von Wildbühl reserviert zu halten. Zimmer 207. Man hängt an seinen Unarten. Ich habe dieses Zimmer 207 oft jahrelang nicht gesehen, aber es würde mich irritieren, wenn ein anderer dort seinen Koffer auspackte. Dabei bin ich sonst gar kein Snob.

Und jetzt schrieb mir also das Grandhotel Wildbühl, man sähe sich quasi in einer Zwangslage, da „infolge eines internationalen Sportereignisses" alle übrigen Zimmer vergeben seien und trotzdem „laufend" Nachbestellungen kämen (das Grandhotel schrieb ein gräßliches Deutsch). – Kurz und gut: ob ich mein Zimmer 207 nicht zur Verfügung stellen wolle, zumal...



Ich seufzte. Wie lange war ich eigentlich schon nicht mehr in Wildbühl gewesen? Wenn ich Zimmer 207 nicht in fremde Hände geben und mir trotzdem das Wohlwollen der Hoteldirektion erhalten wollte, dann gab es eigentlich nur einen Ausweg:

Hinfahren!

So schnell werden oft bei mir die verrücktesten Pläne geboren. Vor allem, wenn Föhn ist...

*

Auf dem Postamt in der Leopoldstraße gab ich ein Telegramm an das Grandhotel auf. Und ein zweites Telegramm an meinen Freund, den Skilehrer Andreas Feller. Dann erstand ich drei gelbe Rosen für Kyra Alexandrowna, holte Philip aus der Garage und fuhr zum Verlag.

Ich fuhr bedächtiger als sonst, denn die anderen Autofahrer benahmen sich, als hätten sie Rattengift gefrühstückt.

„Wissen Sie, was mich am Föhn besonders irritiert?" fragte ich meinen Hundebastard Jonny Poker, der mit flatternden Ohren neben mir saß. „Bei Föhn höre ich die Affen schreien. Die Affen von Sumatra. Vor dem großen Regen schreien sie mit den Stimmen verdammter Seelen. Sie schrien auch in der Nacht, als Odile starb... Aber

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 36)



Claude Kilian freut sich auf die Christmette in der Dorfkirche von St. Vitus. Noch ahnt er nicht, daß er dort Isabel West, aufreizend aufgetakelt, an der Seite seines Freundes Anderl Feller wiedersehen wird . . . Zeichnung Bierwisch

S-O-S-Brand

Die größte Furcht der

Ausgeglüht von unzähligen Übungsbränden sind die Decksaufbauten des alten Dampfers auf dem Gelände der Marineschule von Taranto. Immer wieder gellen dort die Alarmklingeln und die zukünftigen Bord-Feuerwehrleute stürzen sich in den Kampf mit den Flammen. Nur in einer so echten Kulisse können sie für ihre gefährliche Aufgabe gedrillt werden, denn ein Brand an Bord ist durch die komplizierte Anlage und Einteilung eines Schiffes nur durch genaue Kenntnis dieser Verhältnisse zu besiegen. Über die Hälfte aller bisher verlorengegangenen Schiffe hätten angeblich durch solche Spezialisten gerettet werden können!





Das künstliche Leck gehört ebenfalls zu den Aufgaben der Bordfeuerwehr-Schüler. Die Verhältnisse eines sinkenden Schiffes können im Übungswrack genau nachgeahmt werden, und wenn nicht blitzschnell gehandelt wird, dann steht den Prüflingen binnen kurzem das Wasser im wahrsten Sinne des Wortes bis zum Hals. Gegen den ungeheueren Wasserdruck werden hier die Schotten mit verkeilten Balken abgestützt.

an Bord S-O-S-Brand an Bord



Sengende Hitze schlägt atemberaubend dem Matrosen entgegen, der hier mit Schutzkleidung und Sauerstoffgerät den brennenden Schiffsmaschinenraum betritt. Im Ernstfall ginge es dabei um Tod oder Leben, denn wenn das Feuer an Bord erst einmal in den Kohle- oder Ölvorräten Nahrung gefunden hat, ist es meist zu spät. Wer sich nicht augenblicklich in die Boote rettet, stirbt in den Stichflammen der Explosionen oder im auslaufenden brennenden Öl auf der See. In dem gezeigten Fall handelt es sich aber um einen Übungsbrand der italienischen Marine-Feuerwehrschule, die für solche Zwecke ein komplettes Schiffswrack besitzt. Täglich wüten in ihm absichtlich die Flammen,und die angehenden Katastrophen-Spezialisten müssen bei den Löscharbeiten ihren Mut und ihre Geistesgegenwart beweisen.

Seeleute: Feuer im Schiff auf hoher See



▲ **Der Schiffsbrand-Spezialist kommt aus der Luft.** Vor der englischen Küste geriet im März dieses Jahres der deutsche Frachter „Vormann Rass" in Brand. Kurzentschlossen wurde auf die SOS-Rufe des Schiffes hin ein Feuerwehrmann der britischen Kriegsmarine per Hubschrauber zum Katastrophenort geflogen und trotz Qualm und Flammen an einem Seil an Deck gelassen. Auf Grund seiner Spezialkenntnisse gelang es, mit seiner Hilfe im letzten Moment das Feuer zu unterdrücken.

◀ **Unübersehbare Folgen** hätte die Katastrophe gehabt, wenn am 9. November dieses Jahres die Flammen von dem brennenden Tanker „Amoco Virginia" auf die riesigen Öltanks und Raffinerieanlagen des Hafens von Houston in Texas übergegriffen hätten. Sieben Mann starben durch die Explosionen und im brennenden Öl, bevor es den todesmutigen Feuerwehrleuten gelang, das Feuer zu löschen. Während man an Land in panischer Angst davonlief, taten sie kaltblütig ihre Pflicht.

... und nun



Einen ganzen Sommer lang haben Marika und Hans-Jürgen im Oberstdorfer Sommer-Eisstadion trainiert. Im Vorjahr holten sie sich in Davos den Europameisterschaftstitel und waren bei den Weltmeisterschaften in Colorado Springs zweite. Gelingt ihnen 1960 in Squaw Valley der größte Sieg im Amateursport? Werden sie eine Medaille mit heimbringen? Unsere Aufnahme zeigt eine schwierige Drehbewegung um die Körperlängsachse,



Aus Kindern werden Leute. Schon vor sechs Jahren zeigte die „Frankfurter Jllustrierte“ die damals zehnjährige Marika Kilius auf dem Eis. Zu jener Zeit lief sie auf der Rollschuh- und der Eislaufbahn noch mit ihrem Partner Franz Ningel, und es ging um den Deutschen Jugendmeister. Längst ist sie ihm über den Kopf gewachsen und hat in dem 18jährigen Hans-Jürgen Bäumler Ersatz gefunden. Als „eingefleischte“ Frankfurterin hält sie natürlich zum diesjährigen Deutschen Fußballmeister „Eintracht“ und hat in ihrer Garderobe ein Bild ihres Schwarms Sztani, der inzwischen nach Lüttich abgewandert ist, an die Wand geklebt.

geht's nach Amerika

KILIUS-BÄUMLER - unsere Olympiahoffnung auf dem Eis



die der Fachmann einen „Flip“ nennt. Der „Hebe-Spreizsprung“ verlangt volle Konzentration, und wird nur durch ein ständiges Training so vollendet ausgeführt, wie er unten zu sehen ist. Aufnahme Truöl

Märchen auf dem Eis, so möchte man diese schöne „Kuß-Pirouette“ nennen. Das sind jene wunderbaren Figuren, die den Zuschauer immer wieder begeistern. Bel den Pflichtübnngen, die dagegen wesentlich nüchterner sind, sieht er dann erst, welch technisches Können Voraussetznng ist, um sich so vollendet auf dem Eis bewegen zu können.



Es wird ernst: Der Schneider nimmt Maß für das Olympiakostüm der jungen Dame. ◀



Der Sportarzt ▶ testet am Fahrrad-Ergometer den Kreislauf und die muskuläre Leistungsfähigkeit unseres Spitzen-Eisläuferpaares. Bei solchem Leistungssport ist ständige ärztliche Kontrolle nötig. Der Laie ahnt nichts von den körperlichen Anstrengungen eines harten Trainings, wenn er die lachenden Gesichter der beiden sportlichen Teenager sieht.

So gewannen sie den Krieg - und verloren den Frieden

„Alle Verräter verhaften"

Zu Grabe getragen wurde der amerikanische Präsident Roosevelt, der am 12. April 1945 starb. Dicht gedrängt stand die Bevölkerung in Washington Spalier, sie empfand die Tragik dieses Todes um so mehr als ein hartes und unverdientes Schicksal, da sich gerade in diesen Wochen das große Ziel Roosevelts erfüllen sollte: die Niederringung des Nationalsozialismus, die Niederlage Hitler-Deutschlands. Die Menschen ahnten nicht, daß der Tod hier gnädig einen Mann vor der furchtbaren Erkenntnis seiner großen politischen Irrtümer bewahrt hat. Denn der amerikanische Präsident Roosevelt glaubte bis zur unerwarteten Stunde seines Todes, daß die sowjetisch-angloamerikanische Freundschaft von Dauer sein werde und daß sich auch im Frieden mit „Väterchen Stalin" ein Übereinkommen treffen lassen werde.

befahl Kaltenbrunner

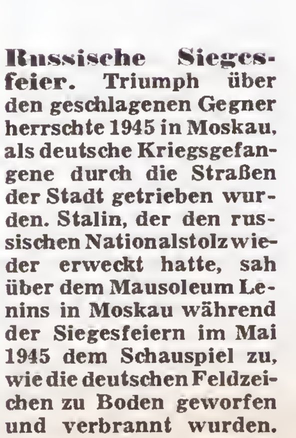


Sippenhaft drohte der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, rechts im Bild, der Familie des SS Generals Wolff an, wenn Wolff noch weiterhin in Italien mit den Alliierten über eine Kapitulation verhandeln würde.



Gehaßt und gefürchtet war der berüchtigte Chef des Reichssicherheitshauptamtes, Dr. Ernst Kaltenbrunner, der noch kurz vor Ende des Krieges seinen Kopf aus der Schlinge ziehen wollte und mit den westlichen Alliierten zu verhandeln suchte.





Russische Siegesfeier. Triumph über den geschlagenen Gegner herrschte 1945 in Moskau, als deutsche Kriegsgefangene durch die Straßen der Stadt getrieben wurden. Stalin, der den russischen Nationalstolz wieder erweckt hatte, sah über dem Mausoleum Lenins in Moskau während der Siegesfeiern im Mai 1945 dem Schauspiel zu, wie die deutschen Feldzeichen zu Boden geworfen und verbrannt wurden.

Verdammt noch mal, da stimmt doch was nicht." Das Geiergesicht Ernst Kaltenbrunners, Chef des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin, beugt sich noch einmal über die Meldung, die man ihm auf den Schreibtisch gelegt hat.

„Wolff also seit vierundzwanzig Stunden aus seinem Hauptquartier verschwunden, sieh mal an", murmelt er, „der höchste SS- und Polizeiführer in Italien verhandelt mit dem Feind."

Die Agenten Kaltenbrunners haben gut gearbeitet. Während SS General Kurt Wolff noch in Zürich mit alliierten Vertretern über die Kapitulation der deutschen Truppen in Oberitalien verhandelt, liegen am Morgen des 9. März 1945 bereits im Reichssicherheitshauptamt die ersten Berichte über ein Zusammentreffen zwischen Deutschen und Alliierten vor.

Eine Agentenmeldung besagt, daß SS General Wolff die Schweizer Grenze überschritten habe. Andere Agentenberichte aus Lugano melden, in Chiasso sei eine „Genuesische Hafenkommission" eingetroffen und sofort nach Zürich weitergereist. Gerade diese Tarnung weckt Kaltenbrunners Mißtrauen. Da soll also etwas verheimlicht werden!

Aus Bern wiederum kommt die Nachricht, der amerikanische „Sonderberater" Dulles, in Wirklichkeit Chef des US-Geheimdienstes in der Schweiz, habe am 8. März die schweizerische Bundeshauptstadt verlassen und sei nach Zürich gefahren. Wie ein besonders zuverlässiger V-Mann aus dieser Stadt gemeldet hat, habe Dulles in seinem Zürcher Büro mitten in der Nacht einen Mann empfangen, der dem Aussehen nach ein Deutscher sein müsse.

Kaltenbrunner braucht sich nicht sonderlich anzustrengen, die richtigen Schlüsse zu ziehen. Seine Aufforderung



Abenteuerlust oder Vaterlandsliebe? Niemand vermag es zu sagen, welche Beweggründe diese Italienerinnen in die Partisanenbewegung getrieben hatte. Im Einsatz waren sie jedenfalls ebenso erbarmungslose Kämpferinnen wie ihre männlichen Gefährten. Hinter dem Charme des Alltags tarnten sie tödlichen Haß auf Faschisten.

an Wolff: Nach der Rückkehr aus Zürich sofort mit Berlin Verbindung aufnehmen.

Stalins Agenten arbeiten gut

Noch ein anderer Mächtiger dieser Erde ist in diesen Wochen von einem tiefen Mißtrauen über das erfüllt, was sich zwischen Deutschen und Alliierten in Oberitalien anbahnt. Es ist Josef Stalin.

Die erste Information wird ihm von kommunistischen Parteimitgliedern aus der Umgebung des Präsidenten Roosevelt zugespielt. Schon Anfang März hatten diese auf geheimen Listen geführten Mitglieder der amerikanischen kommunistischen Partei (CPA) erfahren, daß sich ein hoher deutscher Unterhändler mit einem amerikanischen Vertreter treffen werde. Sie machten der sowjetischen Botschaft in Washington umgehend Meldung.

Am 11. März können sie dann dem Botschafter die Nachricht übermitteln, daß es tatsächlich zu dieser Begegnung gekommen ist. Ein chiffriertes Telegramm gibt die Meldung an das sowjetische Außenkommissariat weiter und von dort flattert sie auf Stalins Schreibtisch.

Zur gleichen Zeit teilt der britische Botschafter in Moskau der Sowjetregierung offiziell mit, daß am 8. März zwischen Dulles und einem deutschen General über eine Waffenniederlegung verhandelt worden sei; doch sei nur an eine Teilkapitulation in Italien gedacht, bei deren Abschluß auch die Anwesenheit eines sowjetischen Vertreters erwünscht sei.

Stalin erkennt sofort, daß es hier um mehr geht als um die Kapitulation einer Armee. Wenn die Po-Ebene nur von Engländern und Amerikanern besetzt wird, fallen alle seine Pläne ins Wasser, die er mit der Besetzung der „roten Provinzen" und Häfen Oberitaliens durch die Rote Armee zu erreichen hofft.

Zwei harmlose Reisende

An dem schweizerischen Grenzübergang Annemasse prüft der Grenzer sehr aufmerksam die Pässe der beiden Reisenden. In diesen kriegerischen Zeiten gilt es besonders auf der Hut zu sein, zuviel Spione und Agenten tummeln sich schon in der Eidgenossenschaft. Etwas freundlicher blickt der rotwangige Zollbeamte auf den Dackel herab, der die zollamtlichen Hosenbeine argwöhnisch und knurrend beschnüffelt.

„Ist das ihr Hund?" fragt der Grenzhüter, nur um irgend etwas zu sagen. Dann blickt er noch einmal in die Pässe:

„Herr Nicholson..."

Einer der beiden Fremden nickt und nimmt seinen Paß in Empfang.

„Herr McNeeley... Ihre Pässe sind in Ordnung. Gute Reise."

Die beiden Herren bedanken sich freundlich, die Herren Lemnitzer und Airy.

General Eisenhower, Oberbefehlshaber der alliierten Truppen im Westen, hat den amerikanischen Generalmajor Lyman L. Lemnitzer, stellvertretender Generalstabschef des Generals Alexander – General Alexander ist der Oberbefehlshaber der alliierten Truppen in Italien – und den britischen Generalmajor Terence S. Airy, Chef des Nachrichtendienstes der Alliierten im Mittelmeer, beauftragt, den Verhandlungen mit dem SS General Wolff in Ascona als militärische Berater beizuwohnen. Um die schweizerischen Behörden und die deutschen Agenten nicht aufmerksam zu machen, reisen die Generale unter den Namen zweier Feldwebel.

In Oberitalien ist inzwischen ein neuer Oberbefehlshaber ernannt worden. Generaloberst von Vietinghoff. Wolff atmet befreit auf. Vietinghoff ist ein persönlicher Freund von ihm. Ihn zu gewinnen, erscheint nicht schwierig.

Man fürchtet einen Handstreich

Die Ankunft des neuen Oberkommandierenden in Italien verzögert sich allerdings. Das hat einen Vorteil. Unter Hinweis auf den Wechsel des Oberkommandos kann Wolff als „Höchster SS- und Polizeiführer in Italien" die dringenden Aufforderungen Kaltenbrunners, sich in Berlin zu melden, immer wieder hinausschieben.

Am Morgen des 19. März fährt der General, nur begleitet von seinem Adjutanten, dem Major der Waffen-SS Wenner, nach Ascona. Der Wagen hält vor einer kleinen Villa, die einmal dem Bruder des deutschen Industriellen Hugo Stinnes gehört hat. Dr. Edmund Stinnes ist mit einer Schwester des Dulles-Sekretärs Gero von Gaevernitz verheiratet.

Das ehemalige Fischerdorf Ascona am Lago Maggiore, inzwischen zum eleganten Badeort avanciert, liegt nur wenige Kilometer von der italienischen Grenze entfernt, die von deutschen Truppen besetzt ist. Um einen Handstreich von Berlin dirigierter SS-Verbände vorzubeugen, hat Major Waibel, stellvertretender Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes, im Garten der Villa einige gut getarnte Maschinengewehre aufstellen lassen, die den Lago Maggiore und die hochgelegene Uferstraße bestreichen können.

Wolff erklärt den alliierten Vertretern, daß er zwar bereit sei, die Kapitulation allein abzuschließen, es aber doch vorziehe, die Ankunft des neuen Oberbefehlshabers in Italien abzuwarten. Dann stellt der SS General noch ein zweites Problem zur Debatte. Er schlägt vor, Marschall Kesselring, den neuen deutschen Oberbefehlshaber im Westen, in seinem Hauptquartier in Bad Nauheim zu besuchen, um ihn, der bis vor kurzem die deutschen Truppen in Italien geführt hat, für den Kapitulationsplan zu gewinnen. Damit erweist sich der General als geschickter Unterhändler. Denn mit der Einbeziehung des Marschalls stellt sich beinahe zwangsläufig die Frage, ob die Kapitulation nicht auch auf die Westfront ausgedehnt werden kann...

Dulles und die beiden Generale stimmen dem Vorschlag Wolffs zu. Als Termin für die nächste Begegnung wird der 24. März festgelegt.

Von der Gestapo überwacht

Kesselring empfängt den „Höchsten SS- und Polizeiführer in Italien" wie einen alten Kameraden. Der Marschall war schon im Herbst vorigen Jahres von Wolffs Absichten informiert worden, Verhandlungen mit den Amerikanern aufzunehmen. Doch ist er überrascht zu hören, daß diese Besprechungen bereits zu Kapitulationsabmachungen gediehen sind.

Während einer zweiten Besprechung mit Marschall Kesselring wird Wolff plötzlich am Telefonapparat verlangt. Der Reichsführer SS Himmler fordert Auskunft über die Verhandlungen Wolffs mit den Amerikanern.

SS General Wolff ist auf diese Frage vorbereitet. Möglichst unbefangen antwortet er:

„Reichsführer! Mir kam es darauf an, persönlich festzustellen, welche Absichten die Alliierten für die Zukunft verfolgen. Das ist doch ganz in Ihrem Sinne. Und auch im Sinne des Führers!"

Himmler gibt sich nicht so schnell zufrieden. Mit drohendem Unterton in der Stimme fragt er, warum die beiden Partisanenführer Parri und Usmiani freigelassen worden seien.

Also auch darüber weiß der Reichsführer Bescheid, fährt es Wolff durch den Kopf. Doch auch jetzt antwortet er ohne Verzug:

„Natürlich! Die beiden Italiener wurden freigelassen im Austausch gegen SS Standartenführer Wünsche, eine Geburtstagsüberraschung für den Führer."

Am anderen Ende der Telefonleitung lauscht Himmler argwöhnisch auf den Tonfall, aber Wolff gibt sich keine Blößen. Die Antworten kommen ohne Zögern und klingen ganz unbefangen. Dennoch verbietet der Reichsführer SS seinem General, die Beziehungen zu den Amerikanern in der Schweiz weiter aufrechtzuerhalten.

In seinem abschließenden Gespräch mit Marschall Kesselring schneidet SS General Wolff vorsichtig die Frage an, ob die Kapitulation nicht auch auf die Westfront ausgedehnt werden könne. „Das erscheint mir undurchführbar", antwortet der Marschall zögernd. „Ich bin noch nicht völlig Herr der Situation", und deutet an, daß er zu sehr überwacht werde.

Sippenhaft

Die Rückreise nach Oberitalien nimmt mehr Zeit in Anspruch. Erst am 29. März trifft Wolff wieder in Gardone ein.

Dulles und die beiden alliierten Generale haben am 24. März vergeblich gewartet. Obersturmführer Zimmer wird nach Ascona geschickt, um einen neuen Termin festzulegen. Man einigt sich auf den 2. April, acht Uhr abends.

Während sich General Wolff auf die zweite Unterredung vorbereitet, geht bei Himmler eine mit genauesten Einzelheiten belegte Denunziation ein, angeblich aus Italien. Auch Kaltenbrunner erfährt davon.

Der Reichsführer SS greift sofort zum Telefon und erklärt Wolff, daß er dessen Familie unter seinen persönlichen Schutz genommen habe. „Ich befehle Ihnen", schließt der Reichsführer SS drohend sein Gespräch, „sich nicht aus Italien zu entfernen."

Wolff versteht, was das bedeutet: Frau und Kinder, werden zu entgelten haben, wenn er mit den Alliierten weiter verhandelt.

In der für die Abreise vorgesehenen Stunde empfängt der SS General den italienischen Großindustriellen, Baron Parrilli. Mit kurzen Worten teilt er ihm mit, was sich ereignet hat. Zum Schluß sagt er:

„Es fehlt mir nicht an Mut, in die Schweiz zu fahren! Wenn es notwendig wäre, würde ich auch nicht zögern, für die gute Sache meine Familie zu opfern... Aber ich bin überzeugt, Baron, daß Himmler in dem Augenblick, wo er mir eine derartige Mitteilung macht, schon einen Mann mit einer Kugel für mich bereit hat. Wem ist aber damit gedient? Es ist daher unmöglich, daß ich jetzt von hier weggehe. Bitten Sie deshalb Dulles, daß er einen hohen alliierten Offizier nach Gardone schickt."

Wartet in Berlin der Henker?

Der amerikanische General Lemnitzer macht einen Gegenvorschlag: deutsche Bevollmächtigte sollen über die Kampflinien gehen. Als Losungswort, das ihnen freien Durchgang garantiert, nennt er „Nürnberg". Nunmehr aber verlangt Generaloberst von Vietinghoff plötzlich Garantien. Der Oberkommandierende möchte nicht, daß seine Kapitulation später in die Geschichtsbücher als „Landesverrat" eingeht und will deshalb zuerst die Kapitulationsurkunde sehen, bevor er die Unterschrift genehmigt.

Diese neue Forderung wird nach Lugano gebracht. Dulles läßt sie chiffrieren und an das alliierte Hauptquartier in Caserta funken. Vielleicht wird dieser Funkspruch entziffert. Jedenfalls erfährt Himmler, daß Wolff trotz seiner Drohungen weiter verhandelt hat.

Der Reichsführer zögert nicht. Er erteilt dem General den Befehl, sofort nach Berlin zu kommen. Wolff hält es jedoch für klüger, Himmler einen Brief zu schreiben.. Diesen Brief übergibt General Wolff seinem vertrauten Freund Dr. Hans Sayle, der ihn nach Berlin bringen und Himmler persönlich übergeben soll.

Die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Zum zweiten Male erhält Wolff den Befehl, sofort nach Berlin zu kommen. Diesmal gehorcht er.

Inzwischen ist ein Ereignis eingetreten, das alle bisherigen Verhandlungsergebnisse auch von amerikanischer Seite in Frage stellt:

Am 12. April 1945 ist plötzlich Präsident Roosevelt gestorben. In eingeweihten Kreisen flüstert man sich zu, die unmittelbare Todesursache sei ein Telegramm von Marschall Stalin gewesen, über das sich der Präsident so aufgeregt hätte, daß ihn der Schlag getroffen habe...

*

Moskau, 22. März 1945

Der britische Botschafter, Sir A. Clark Kerr, wird zur Entgegennahme einer Erklärung in das Außenkommissariat gebeten.

Der sowjetische Außenkommissar empfängt den Botschafter unfreundlich. Kaum die Formen diplomatischer Etikette wahrend, verliest Molotow ein Schriftstück. Darin heißt es:

„Seit zwei Wochen sind hinter dem Rücken der Sowjetunion, die die Hauptlast des Krieges gegen Deutschland trägt, in Bern Verhandlungen zwischen den Vertretern des deutschen Oberkommandos einerseits und den Vertretern des britischen und amerikanischen Oberkommandos andererseits geführt worden..."

Sir Kerr widerspricht:

„In Bern haben überhaupt keine Verhandlungen stattgefunden, sondern einmal mit einem untergeordneten Vertreter in Lugano, dann mit einem gewissen General Wolff in Zürich und schließlich



DER RUF DER ASTOR BERUHT AUF DER GÜTE IHRER TABAKMISCHUNG · SIE IST WÜRZIG UND MILD

IHREN REINEN GENUSS SICHERT DAS MUNDSTÜCK AUS NATURKORK

DIE WALDORF-ASTORIA CIGARETTE ASTOR REPRÄSENTIERT VERFEINERTE RAUCHKULTUR

am 19. März mit demselben General in Ascona. Ich selbst hatte die Ehre, Ihnen davon Mitteilung zu machen. Es muß sich also um ein Mißverständnis handeln..."

Molotow unterbricht den Botschafter:

„Die Sowjetregierung sieht in diesem Falle kein Mißverständnis, sondern etwas viel Schlimmeres!" Dann erklärt er, angesichts dieser Verletzung bestehender Verträge sähe er sich leider nicht in der Lage, an der geplanten Konferenz von San Franzisco teilzunehmen. Sein Land werde sich wahrscheinlich durch Botschafter Gromyko vertreten lassen.

Kerr weiß, wie peinlich diese Nachricht in Washington wirken muß. Die Gründung eines neuen Völkerbundes unter dem Namen „Vereinte Nationen", die in San Franzisco Ende April 1945 vorgenommen werden soll, ist eine der Lieblingsideen des amerikanischen Präsidenten. Wenn sich die Sowjetunion bei der Gründung der UNO (United Nations Organization) nur durch einen Diplomaten vertreten läßt, wird Roosevelt das als einen Affront empfinden...

*

Der englische Premierminister Winston Churchill benutzt einen Frontbesuch, den beiden Befehlshabern Montgomery und Eisenhower das von Molotow an die englische Botschaft in Moskau gerichtete Schriftstück zu zeigen. Montgomery nimmt das Schreiben des sowjetischen Volkskommissars schweigend zur Kenntnis. Es ist nicht seine Art, Gefühlsregungen zu zeigen.

Querschüsse aus dem Kreml

Der amerikanische General dagegen gibt seinem Ärger über den arroganten Ton unverhüllt Ausdruck. Nachdem ihm Churchill die näheren Zusammenhänge erklärt hat, ist Eisenhower einem Wutausbruch nahe.

„Als Oberkommandierender bin ich jederzeit berechtigt, die Waffenstreckung sämtlicher mir gegenüberstehenden feindlichen Kräfte anzunehmen."

Winston Churchill zieht eine seiner legendären Zigarren aus der Tasche, vergißt sie aber anzuzünden. In Wahrheit ist er gar kein so starker Raucher, als es nach den zahlreichen Fotografien erscheinen muß. Die Zigarre ist meist nur Requisit.

Die Augen hinter der breiten Krempe des Hutes verborgen, beobachtet Churchill den General, der sich immer mehr erregt:

„Natürlich werde ich über eine Kapitulation hinausgehende politische Probleme unverzüglich den Regierungen unterbreiten, aber wenn ich bei jeder Kapitulation erst die Russen einschalten muß, dann ziehen sich die Verhandlungen über eine Waffenstreckung tage- und sogar wochenlang hin."

Am Abend diktiert Churchill in einem Telegramm an Außenminister Eden:

„...Die Russen verlangen, daß man ihnen immer und alles konzediert, ohne eine andere Gegenleistung zu geben als den Druck ihrer Armeen, den sie bis jetzt ohnehin nur in ihrem eigenen Interesse ausgeübt haben. Man muß ihnen zu verstehen geben, daß auch wir unseren Standpunkt haben..."

Dann läßt Churchill gegenüber seinem Privatsekretär Colville eine sehr bezeichnende Bemerkung fallen:

„Solange meine Zweifel über Rußlands Intentionen nicht zerstreut sind, geht mir der Gedanke an die Aufteilung Deutschlands arg wider den Strich."

Zur gleichen Zeit, in der die sowjetischen Machthaber in Moskau gegen die Verhandlungen mit falschen Beschuldigungen intrigieren, erhält Himmler die mit genauen Einzelheiten belegte Denunziation. Es wird nie geklärt, ob sie aus Italien gekommen ist, oder – aus Stockholm, wohin der Kreml besonders enge Verbindungen unterhält.

Aber der Kreml gibt keine Ruhe, es steht zu viel auf dem Spiel. Wenn die Verhandlungen über eine Kapitulation in Oberitalien nicht unterbunden werden, kommt die Rote Armee bei der Besetzung dieses Landes zu spät.

So starb Roosevelt

Nachdem das Schreiben Molotows an den britischen Botschafter – ein fast gleichlautendes ging auch dem amerikanischen Botschafter in Moskau zu – keinen Erfolg hat und am 2. April im Kreml die Meldung einläuft, daß für den Abend in Ascona eine neue Unterredung zwischen Wolff und Dulles geplant ist, entschließt sich Marschall Stalin zu einer persönlichen Intervention bei Präsident Roosevelt.

Der amerikanische Präsident weist die Beschuldigungen mit höflichen Worten zurück und bedauert, daß der Zwischenfall zu Mißverständnissen geführt habe, die auf falschen Informationen beruhten. Wie wichtig es den Sowjets ist, daß es in Italien zu keiner Kapitulation kommt, erkennt Roosevelt offensichtlich nicht.

„Dann müssen wir eben schärfer schießen", ordnet Stalin an.

*

Wenige Stunden später hält Präsident Roosevelt die von Stalin persönlich verfaßte Antwort in den Händen. Der Ton erschüttert ihn sehr, fast empfindet er ihn wie eine persönliche Beleidigung, denn das hat er nicht verdient! Sowohl in Teheran als auch in Jalta hat er sich bemüht, dem sowjetischen Marschall gerecht zu werden und jetzt bezichtigt ihn dieser des Doppelspiels.

Der Gesundheitszustand Roosevelts erlaubt es ihm nicht, die Antwort selbst zu entwerfen. General Marshall muß sie für ihn ausarbeiten. Nach einigen Änderungen geht sie am 5. April 1945 an Stalin. Sie schließt mit den Worten:

„...Offen gesagt, ich kann mich eines bitteren Gefühls gegen Ihre Gewährsleute, wer immer sie seien, nicht erwehren, haben sie doch die Handlungen der mein Vertrauen genießenden Untergebenen und meine eigene Haltung in niederträchtiger Weise verdreht."

Roosevelt hat seine seelische Erschütterung noch nicht überwunden, als er am Nachmittag des 12. April, zwei Tage vor dem 80. Todestag des großen amerikanischen Präsidenten Abraham Lincoln, der am 14. April 1865 ermordet wurde, einer Malerin Modell für ein Bild sitzt.

„Ich habe schreckliche Kopfschmerzen", klagt er, als müsse er sich wegen seiner Einsilbigkeit entschuldigen. Gleich darauf verliert er das Bewußtsein. Wenige Minuten später ist er tot.

*

SS General Wolff hat das Hauptquartier des Reichsführers SS Himmler in Hohenlychen erreicht. Himmler empfängt den SS General in seinem Arbeitszimmer. In einem Stuhle sitzend, die Augen zusammengekniffen, sieht er auf Wolff. Aber trotz allen Forschens vermag er in dessen Gesicht keinerlei Hinterhältigkeit zu lesen.

Soll er Wolff erschießen?

Mit gesenkter Stimme erklärt der Reichsführer schließlich, als müsse er einem Mitverschworenen ein Geheimnis offenbaren: „Ihren Brief aus Gardone, lieber Wolff, Ihren Brief habe ich verbrannt. Er ist zu kompromittierend. Man weiß nie, wer so etwas einmal in die Hand bekommen kann."

Vier Stunden dauert das Gespräch, doch Himmler kann sich zu keinem Entschluß durchringen. Soll er Wolff erschießen lassen? Oder soll er mit ihm zusammen versuchen, zu einer Abmachung mit den Alliierten zu kommen? Wie um der eigenen Entscheidung zu entgehen, läßt er den Chef des Reichssicherheitshauptamtes rufen.

Der Österreicher Kaltenbrunner ist aus anderem Holz geschnitzt. Er möchte sich des SS Generals Wolff entledigen, um selber die Verhandlungen mit den Alliierten führen zu können. Vielleicht kann er sich damit bei den Alliierten, die ihn wegen seiner Verbrechen vor Gericht stellen wollen, einen Freibrief erwerben...

Auch jetzt fällt noch keine Entscheidung. Wolff will zu einem Ende kommen und fordert Himmler und Kaltenbrunner kurzerhand auf, mit ihm zu Hitler zu gehen:

„Der Führer soll die Entscheidung treffen, was in dieser Angelegenheit zu tun ist."

Himmler erwacht aus seiner Lethargie. „Das ist die beste Lösung", sagt er. „Gehen Sie zum Führer und sagen Sie ihm alles." Er selber zieht es allerdings vor, dieser Unterredung fernzubleiben...

Die große Illusion

Es ist der 18. April 1945, zwei Tage vor Hitlers 56. Geburtstag. Berlin ist ein rauchender Trümmerhaufen. Das Auto, das Wolff und Kaltenbrunner zum Bunker der Reichskanzlei bringt, muß langsam fahren. Die Straßen sind von Trümmern übersät.

Da kein Fliegeralarm droht, empfängt Hitler den SS General auf der Terrasse der Reichskanzlei. Die Hände hat er über dem Leib verschränkt, um das Zittern des rechten Armes zu verbergen. Nachdem der „Führer" Platz genommen hat und auch Wolff und Kaltenbrunner sich gesetzt haben, beginnt der SS General mit seinem Vortrag.

Wolff hat dabei den Eindruck, als ob Hitler gar nicht richtig zuhört. Er unterbricht Wolff auch schon nach wenigen Sätzen und beginnt selber zu sprechen.

Sich an seinen eigenen Worten berauschend, behauptet er: „Wir müssen noch ein paar Wochen durchhalten! Dann werden die Amerikaner sich gegen die Russen wenden..."

Plötzlich unterbricht sich Hitler, als sei ihm bewußt geworden, daß er schon viel zu lange gesprochen hat: „Sagen Sie Vietinghoff", ruft er Wolff zu, „daß er die italienische Front mit äußerster Energie verteidigen soll!"

Schließlich kommt er auch auf den Grund zu sprechen, der Wolff um diese Unterredung hat nachsuchen lassen: „Ihr Glück, daß die Anglo-Amerikaner auf Ihr eigenmächtiges Vorgehen positiv reagiert haben. Aber gerade ihre Bereitschaft, auf Verhandlungen einzugehen, beweist mir ihre innere Schwäche. Jetzt werde ich sehen, was mir die Russen bieten. Wenn mir die Bedingungen Stalins mehr zusagen, werde ich mich mit ihm verbünden. Welcher Seite ich mich anschließe, ist mir völlig gleichgültig."

Eine böse Nachricht

Am 20. April 1945 trifft General Wolff wieder in Gardone ein. Bereits am nächsten Morgen läßt Wolff den italienischen Industriellen Baron Parrilli kommen und bittet ihn, sofort in die Schweiz zu fahren und dort seine Ankunft für den 23. April bekanntzugeben. Vorher will er im Hauptquartier des Oberbefehlshabers in Recoaro mit General Vietinghoff sprechen.

Der neue Oberbefehlshaber der Wehrmacht in Italien ist bereit, einen seiner Offiziere abzuordnen. Zusammen mit Wolffs Adjutanten, dem Major der Waffen SS Wenner, soll er in Caserta die Kapitulation unterzeichnen. Sogar die Parteiinstanzen sind einverstanden. Dem Botschafter Rahn hat der Tiroler Gauleiter Franz Hofer erst unlängst erklärt: „Der Krieg ist verloren, und jeder weitere Kampf ist eine sinnlose Schlächterei. Wenn der Führer hierher in seine Alpenfestung kommt, lasse ich ihn in einem Sanatorium internieren."

Noch in der Nacht reist Wolff in der Begleitung seines Adjutanten Wenner und des Oberstleutnants v. Schweinitz als Vertreter Vietinghoffs in die Schweiz. Doch in Luzern erfährt Wolff, daß sich Allan W. Dulles plötzlich weigert, die deutsche Delegation zu empfangen. Präsident Truman, Roosevelts Nachfolger, hat alle weiteren Verhandlungen verboten. Die Intervention des sowjetischen Marschalls Josef Stalin hat nachträglich doch noch Erfolg gehabt.

Die drei Deutschen erfaßt tiefe Niedergeschlagenheit. Sehen denn die Amerikaner nicht, was auf dem Spiele steht? Sollen sich die Sowjets tatsächlich am Mittelmeer festsetzen?

Doch Major Waibel vom schweizerischen Nachrichtendienst, Professor Husmann und Baron Parrilli geben den Kampf nicht auf. Sie dringen in Allan W. Dulles, die deutsche Delegation unter allen Umständen zu empfangen. Auch der Papst in Rom, höchstwahrscheinlich durch die Nuntiatur in Bern informiert, schaltet sich ein.

Den deutschen Unterhändlern wird nicht klar, wer den Anstoß gibt, daß plötzlich doch weiterverhandelt wird. Vielleicht ist es Dulles selber mit seiner Anfrage bei dem englischen Oberbefehlshaber in Italien, ob er bereit sei, die deutschen Delegierten zu empfangen.

Feldmarschall Alexander antwortet schon nach wenigen Stunden: „...trotz der begonnenen Offensive brennend daran interessiert, daß die deutschen Truppen kapitulieren."

Dulles solle alles tun, deutsche Vertreter ins Hauptquartier nach Caserta zu schicken.

Von Partisanen umzingelt

In rasender Fahrt geht es nach Genf. Oberstleutnant v. Schweinitz und Wolffs Adjutant, der Major der Waffen SS Wenner besteigen dort ein Flugzeug, das sie nach Caserta bringen soll. Der General dagegen fährt zur Grenze zurück, um die Kapitulation in Italien vorzubereiten.

Inzwischen ist das deutsche Hauptquartier von Recoaro nach Bozen zurückverlegt und Vietinghoff abberufen worden. Der italienische Kriegsschauplatz untersteht jetzt wieder Generalfeldmarschall Kesselring als Oberbefehlshaber West.

Zu allem Überfluß wird General Wolff auf seiner Fahrt nach Bozen auch noch von Partisanen umzingelt. Doch gelingt es ihm, Major Waibel zu benachrichtigen, der seinerseits den amerikanischen Konsul in Lugano alarmiert. Mister Donald Jones nimmt Verbindung mit den Partisanen auf. Wolff kommt wieder frei und kann seine Reise fortsetzen.

Zur selben Stunde ist das alte Lustschloß der Bourbonen bei Caserta, nordöstlich von Neapel, Schauplatz einer eigenartigen Zeremonie. Einst gab hier die männlich-schöne Tochter der Kaiserin Maria Theresia, die Königin von Neapel, Maria Carolina, rauschende Feste. Heute unterschreiben in diesem Schloß, das man das „italienische Versailles" nennt, zwei deutsche Offiziere die bedingungslose Kapitulation einer ganzen Heeresgruppe.

Feldmarschall Alexander erwartet die deutschen Vertreter in einem der großen Salons inmitten seines Stabes. Auch der Kreml hat eine Abordnung geschickt. Als man die beiden Offiziere hereinführt, geht ein Raunen durch die Reihen: „In Zivil? Was soll denn das bedeuten?"

Die Kapitulationsurkunde trägt das Datum vom 29. April 1945. Die Waffenstreckung soll erst am 2. Mai, 12 Uhr Greenwicher Zeit, in Kraft treten, damit die Generale Vietinghoff und Wolff vorher noch den Text gutheißen können.

Einige Offiziere prüfen den Augenblick die Vollmachten. Dann ist der Augenblick gekommen: von Schweinitz und Wenner setzen unter die Urkunde ihre Namen.

Die beiden russischen Offiziere stehen

als stumme Zeugen im Hintergrund. In ihren maskenhaften Gesichtern zuckt kein Muskel. Nur ihre Augen verfolgen mißtrauisch jede Bewegung der deutschen Vertreter – aber auch die der verbündeten amerikanischen und englischen Offiziere...

Eine heikle Situation

General Vietinghoff bekommt die Kapitulationsurkunde niemals zu Gesicht. Als Befehlshaber der 10. und 14. Armee der Heeresgruppe Oberitalien hat inzwischen Marschall Kesselring die Generale Schultz und Wenzel ernannt. General Röttiger, Vietinghoffs Stellvertreter, versucht sie von der Notwendigkeit der Kapitulation zu überzeugen. Da sie trotz der Dringlichkeit nichts davon wissen wollen, solange nicht Kesselring sein Einverständnis gegeben hat, erklärt Röttiger sie kurzerhand für verhaftet. Sie werden in ihren Zimmern interniert.

Damit sind die Schwierigkeiten nicht behoben. Im letzten Augenblick ist auch Gauleiter Franz Hofer umgefallen. Er unterrichtet das Führerhauptquartier von der Kapitulation.

Zu diesem Zeitpunkt ist noch nicht bekannt, daß Hitler bereits tot ist. Kaltenbrunner vom Reichssicherheitshauptamt ist bemüht, diesen Schwebezustand für sich auszunützen. Er gibt seinerseits einem Sonderkommando der SS den Befehl, alle an der Kapitulation Beteiligten festzunehmen.

Eine groteske Situation entsteht. In einem Zimmer des Felsenbunkers sitzen die beiden Generale Schultz und Wenzel. Der Bunker selber ist von Anhängern der Kapitulation besetzt, während draußen das von Kaltenbrunner alarmierte Sonderkommando der SS aufmarschiert.

Auch als im Felsenbunker bekannt wird, daß Hitler Selbstmord begangen hat, ändern Schultz und Wenzel ihre Meinung nicht. General Röttiger beruft deshalb für 18 Uhr eine Konferenz der Kommandierenden Generale in Oberitalien ein.

Gegen 20.30 Uhr läßt Feldmarschall Alexander durch Funk mitteilen, daß er eine sofortige positive Zusage benötige, widrigenfalls seine Panzer den Vormarsch antreten müßten.

Die Stimmung ist zum Zerreißen gespannt. Auf den Korridoren des Bunkers sammeln sich die Offiziere. Die beiden in ihren Zimmern inhaftierten Generale drohen ihrerseits, die Kapitulationsanhänger festnehmen zu lassen, sobald sie dazu in der Lage sind.

General Wolff, dessen Hauptquartier sich in der Villa Reale in Bozen-Gries befindet, gibt einer Panzergruppe, die unter seinem Kommando steht, den Befehl zum Aufmarsch. Der Ausbruch einer Schießerei ist jede Sekunde zu erwarten.

In diesem Augenblick meldet die Telefonzentrale, daß es gelungen ist, mit Marschall Kesselring Verbindung aufzunehmen. Ein Adjutant stürzt nach draußen und ruft: „Kameraden! Wartet! Der Marschall telefoniert mit General Wolff!"

Der SS-General sitzt schweratmend an seinem Schreibtisch. Es dauert einige Minuten, bis die Stimme Kesselrings in der Muschel zu hören ist. Die Offiziere der Stäbe Wolffs und Röttigers warten schweigend in ihren Sesseln.

Das Gespräch dauert beinahe zwei Stunden. Erst gegen vier Uhr morgens gibt Marschall Kesselring seine Zustimmung.

Die Waffen schweigen in Oberitalien. Im Kreml aber stößt ein Mann einen wilden russischen Fluch aus. Josef Stalin hat sein Spiel um Italien verloren.

Im nächsten Heft:

So wurde der politische Sieg verspielt Eisenhower überläßt Berlin den Russen – „Keine strategische Bedeutung" – Ein Admiral weint – Prophetische Worte im Unterhaus

Heute Prinz Philip — morgen Chruschtschow? Auf seiner Reise durch afrikanische Länder besuchte Prinz Philip, der Gemahl der englischen Königin, kürzlich auch Ghana. Unser Bild zeigt Philip (rechts) auf der Adonri-Brücke, die über den Volta-Fluß führt. Hier entsteht zur Zeit ein großer Staudamm. Besuche von Mitgliedern des englischen Königshauses in früher britischen Kolonien sind keine Seltenheit — aber wie lange wird es noch dauern, bis auch die führenden Politiker der Sowjetunion zu den Besuchern der neuen afrikanischen Staaten zählen?! Schon hat der Präsident des unabhängigen Staates Guinea, Sekou Touré, Chruschtschow eingeladen. Andere afrikanische Staaten werden folgen. Denn die Kommunisten legen in dem neuen Afrika die Hände nicht in den Schoß. Das verrät auch die Begegnung, die unser Autor Rolf Italiaander mit Chruschtschows Afrikaberater, Professor I. I. Potekhin, hatte und die er heute in seinem Bericht schildert.

ROLF ITALIAANDER

„Afrika wird marxistisch!"

... behauptet Professor Potekhin, Chruschtschows Berater

Zum 10. Male reiste der Schriftsteller und Forschungsreisende Rolf Italiaander durch Afrika. Überall fragte er: „Was geht in Afrika vor?" Er sprach mit Gouverneuren und Ministern und besuchte schließlich die alte geheimnisvolle Stadt Timbuktu. Hier erreichte ihn eine Einladung zur ersten allafrikanischen Völkerkonferenz in Ghana. Timbuktu war klassisches Afrika, Accra dagegen ist das Afrika von heute und morgen. Gleich nach seiner Ankunft wurde Italiaander von Dr. Kwame Nkrumah empfangen, dem Premierminister von Ghana. Aber auch andere Politiker des neuen Afrikas trifft Italiaander in Accra.

Der russische Afrikaspezialist Prof. I. I. Potekhin war in Accra beim Ersten Allafrikanischen Völkerkongreß von einigen russischen Kollegen begleitet und immer umringt von debattierfreudigen afrikanischen Delegierten. Er spricht gut Französisch und Englisch und verbreitet gern Heiterkeit um sich.

Ich fand Gelegenheit, ihn anzusprechen. Es war für mich eine denkwürdige Stunde. Seine überaus aktive Tätigkeit in der Sowjetunion selber, aber auch seine Mitarbeit auf außerrussischen Afrika-Kongressen und in außerrussischen afrikanistischen Publikationen war mir seit langem bekannt.

Ob wir uns nicht einmal unterhalten könnten, fragte ich ihn und fügte vorsorglich hinzu: „Wir haben gewiß verschiedene politische Konzeptionen, aber sicherlich können wir uns über die afrikanistische Wissenschaft auch jenseits der Politik verständigen."

Professor Potekhin nahm mich fest am Arm: „Glauben Sie wirklich, Herr Kollege, daß Sie heute Politik in einem wissenschaftlichen Gespräch vermeiden



Prof. I. I. Potekhin gilt als der führende russische Afrikaspezialist und Berater Chruschtschows in afrikanischen Angelegenheiten. Er hat Studienreisen durch Afrika unternommen und mehrere Bücher über afrikanische Probleme veröffentlicht. Er bereitet zur Zeit mit anderen einen internationalen Afrikanistenkongreß vor, der im Frühjahr 1960 in Leningrad tagen soll. Potekhin ist leidenschaftlicher Amateurfotograf und fotografiert gern seine Gesprächspartner.



Reverend Michael Scott, ein Engländer, gehört zu den markantesten Vorkämpfern für das Völkerrecht in Afrika. Die Afrikaner lieben ihn, und die Herero haben ihn zu ihrem Delegierten bei der UNO ernannt. In der Südafrikanischen Union ist er „persona ingrata"; er darf das Land nicht mehr betreten. Aber Reverend Michael Scott hat eine große internationale Gefolgschaft bei seinem leidenschaftlichen Kampf für eine echte Gleichberechtigung der afrikanischen Völker.

können? Ich jedenfalls glaube es nicht. Wissenschaft ist in unserer Zeit immer politisch. Nur tut man im Westen meistens so, als wäre sie das nicht. In meinen Augen ist das Heuchelei."

Wir saßen in einem Restaurant. Ich fragte ihn, ob ich ihn zu einem kühlenden Getränk einladen dürfe, und was er wohl gern trinken würde?

„Whisky natürlich!" antwortete er sofort selbstsicher.

Ich lächelte, tat verwundert und spottete: „Das ist doch aber ein ‚hochkapitalistisches' Getränk und hier in Afrika das Getränk der Kolonisten."

Eines Tages nur noch Wodka ...

Potekhin erwiderte: „Ach, was denken Sie, wie großzügig wir Russen sind... Im übrigen trinke ich gern Whisky. Eines Tages bekommt man in Afrika vielleicht nur noch Wodka ausgeschenkt. Den habe ich zu Hause. Also trinke ich jetzt noch Whisky."

Ja, er hat Humor, Chruschtschows Berater für afrikanische Angelegenheiten. Und sein Humor machte ihn mir sympathisch. Ich nahm deshalb gern noch wiederholt die Gelegenheit wahr, mit ihm zu sprechen.

Einmal fuhren wir zusammen zum Stadion zu einer demonstrativen Kundgebung all der afrikanischen Völker, die auf diesem Kongreß vertreten waren. Als wir im Auto vor dem Hauptportal vorfuhren, nahm uns ein Polizeioffizier wahr und brüllte seiner kleinen Einheit Wachsoldaten zu: „Achtung – die russische Delegation!" Sie salutierten daraufhin stramm.

Ich rief: „Irrtum, ich bin kein Russe, ich gehöre nicht dazu."

Professor Potekhin lachte herzhaft. „Bleiben Sie getrost bei mir, lieber Freund", sagte er so laut, daß es alle Umstehenden hören konnten. „Es ist besser, Sie gehen jetzt schon freiwillig mit uns. Später müssen Sie es vielleicht gezwungenermaßen tun."

„Das glaube ich nicht", sagte ich laut. Aber Potekhin lächelte nur.

Ich brachte natürlich das Gespräch auf diesen Kongreß. Ich wollte wissen, wie er ihn beurteilte, was ihm daran gefiel und was nicht.

„Mißfallen hat mir", sagte er, „daß so wenig auf die afrikanisch-asiatische Solidarität hingewiesen wurde. Das ist ein großer Fehler! Afrika braucht Asien überall, besonders auch in der UNO. Man muß sich doch gegenseitig helfen..."

„... damit auch Ihnen geholfen werde", setzte ich hinzu.

„Natürlich", sagte er selbstbewußt, und lachte wieder.

Ich mußte ihm diejenigen Seiten meiner umfangreichen Geschichte Afrikas, „Der ruhelose Kontinent", frei übersetzen, die sich mit ihm, der russischen Afrikanistik und überhaupt mit dem Kommunismus in Afrika befassen. Er hörte höchst interessiert zu. Offenbar stimmten meine Angaben. Nur in einem hätte ich mich geirrt: er sei nicht Bevollmächtigter der Kommunistischen Partei an der Moskauer Universität. Woher ich überhaupt all mein Material hätte?

„Afrika wird marxistisch!"

„Ach, wir haben auch so unsere Detektive und Spione", sagte ich lächelnd.

„Sicherlich", meinte er, setzte jedoch stolz hinzu: „Gewiß, aber nicht so gute wie wir. Das müssen Sie wohl selber zugeben."

Ich wagte nicht, ihm in dieser Hinsicht zu widersprechen und lud ihn zu einem weiteren „hochkapitalistischen" Whisky ein.

Wir stellten fest, daß wir beide uns genau seit fünfundzwanzig Jahren mit Afrika befassen, und prosteten uns kollegial zu.

Er korrigierte sich danach ziemlich schnell: „Im Gegensatz zu Ihnen tue ich es rein vom marxistischen Standpunkt





aus", sagte er. „Natürlich bin ich auch in meiner Wissenschaft reiner Marxist. Was übrigens das heutige Afrika angeht, so bin ich froh, daß man sich bezüglich des Marxismus' Zeit nimmt. Marxismus ist nicht etwas, was man von heute auf morgen lernen kann. Ein schneller marxistischer Durchbruch in Afrika wäre falsch. Wir sind froh, daß Kolonialismus und Imperialismus so langsam abwirtschaften. So kann der Marxismus Schritt für Schritt eingeführt werden. Dann wird er auch von Dauer sein. Seien Sie gewiß, daß Afrika eine Hochburg des Marxismus werden wird. Wir sind da völlig sicher. Im übrigen haben wir doch unsere Erfahrungen in Asien gesammelt."

Die russischen Afrikanisten sind wohl denen des gesamten Westens voraus. Die meisten von ihnen sprechen Englisch, Französisch oder Deutsch oder haben ihre Mitarbeiter, die alles Wesentliche schnell übersetzen können. Potekhin erzählte mir von seiner erwachsenen Tochter, die ihm fortlaufend alles übersetzt, was er kennenlernen muß. Welcher westliche Afrikanist dagegen kann Russisch oder hat ständig russische Übersetzer zur Verfügung? Andererseits sind die westlichen Publikationen fast ohne Ausnahme für die Russen leicht zugänglich, die sowjetrussischen jedoch meist nicht für den Westen. Dabei wäre es ohne Zweifel außerordentlich interessant und wichtig, gerade auch die sowjetrussischen Publikationen laufend zu studieren.

Professor Potekhin hat auf Grund seiner verschiedenen Reisen in Ghana ein „Ghana-Tagebuch" geschrieben, eine „Geschichte Ghanas" sowie ein Werk über den altafrikanischen Feudalismus, selbstredend wiederum unter rein marxistischen Gesichtspunkten. Wieviel könnte der Westen aus diesen Schriften lernen, wenn sie ihm zugänglich wären!

Potekhin selber und verschiedene Afrikaner erzählten mir von einem Vortrag, den er einmal in Accra vor 2500 Menschen gehalten hat. Er sollte über „40 Jahre Sowjetunion" sprechen und verstand es offenbar auf faszinierende Weise, bei dieser Gelegenheit Betrachtungen über die afrikanische Geschichte, über Ghana, den britischen Kolonialismus und Imperialismus einzublenden. Der Vortrag lag zwei Jahre zurück, und noch jetzt sprach man so begeistert von ihm, als wäre es gestern gewesen.

Schon 1956 veranstaltete Professor Potekhin in Moskau einen russischen Afrikanistenkongreß unter dem Motto: „Die nationalen Freiheitsbewegungen in den afrikanischen Ländern". Die Referate waren nach dem Urteil englischer und amerikanischer Beobachter wirklichkeitsnäher als die auf manchem im Westen abgehaltenen Kongreß. Damals entschloß man sich auch zu russischen Afrika-Expeditionen.

Afrikaner bewundern die Russen

Es ist etwas völlig Neues in der Geschichte der Afrikaforschung, daß russische Wissenschaftler in Afrika „fieldwork" betreiben. Mehrere afrikanische Politiker haben auch während des Kongresses in Accra den sowjetrussischen Wissenschaftlern alle Unterstützung zugesichert – Unterstützung, die sie wohl deshalb neuerdings mehr und mehr dem Westen versagen.

Die Expeditionen werden vom Kreml auf das großzügigste unterstützt, jedenfalls werden ausreichendere Mittel zur Verfügung gestellt als den europäischen und amerikanischen Experten von ihren Regierungen. Wann wird der Westen endlich hieraus lernen? Sind die Erfolge der sowjetrussischen Raumschiffahrt nicht auch ein deutlicher Beweis dafür, daß die westliche Wissenschaft noch vieles nachzuholen hat?

Auch die sowjetrussische Völkerkunde kann eines Tages die Europas und Amerikas überflügeln, wenn die Wissenschaft dieser Kontinente nicht ab sofort viel höher subventioniert wird. Hinzu kommt noch der grenzenlose Respekt, den die Afrikaner vor den Leistungen der sowjetrussischen Wissenschaft gerade auch auf dem Gebiete der Weltraumschiffahrt haben. Die Mißerfolge der Amerikaner beobachten sie mit einer gewissen Schadenfreude – und schlagen sich schon deshalb auf die Seite der Sowjets.

Mit Genugtuung sprach Professor Potekhin davon, daß es in der Sowjetunion heute schon mehr als zehntausend afrikanische Studenten gebe. Er setzte hinzu: „Mehr und mehr bewerben sich, um in der Sowjetunion zu studieren und nicht in alten Kolonialländern wie England oder Frankreich oder in Ländern wie Amerika, wo es heute noch Rassendiskriminierung gibt."

Ich muß noch einmal betonen, wie spontan Potekhin, wo auch immer er erschien – gleichgültig ob in Kongreßsitzungen oder auf geselligen Zusammenkünften – von Afrikanern umringt, ja, bestürmt wurde, und wie er immer für alle Zeit hatte.

Die Sowjetunion hat ein beneidenswertes Glück, in Professor Potekhin eine so überaus geschickte Persönlichkeit zu besitzen: einen Mann, der in sich den Afrikaexperten, Politiker und Weltmann vereint. Für das Frühjahr 1960 plant Potekhin in Leningrad und Moskau den Ersten Internationalen Afrikanistenkongreß in der Sowjetunion. Dieser dürfte fraglos nicht allein wissenschaftlich, sondern auch politisch ein Meilenstein in der Geschichte der Afrikaforschung werden.

Die Gestalt des Professor Potekhin war unübersehbar. Andere Persönlichkeiten dieses Kongresses waren es nicht. Einige Führer des neuen Afrika mußten inkognito nach Accra kommen. Sie hatten von den weißen Regierungen keine Reiseerlaubnis erhalten und waren deshalb illegal ausgereist. Um wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können, hielten sie sich während des Kongresses in Accra im Hintergrund. Sie mußten ihre Botschaften oder Referate durch andere verlesen und durften sich nicht fotografieren lassen.

Professor Potekhin und seine Begleiter waren – wie ich selber – Beobachter beim Kongreß. Aber es gab auch einen weißen Delegierten! Es war der ebenso geliebte wie gehaßte englische Reverend Michael Scott, beinahe schon eine legendäre Figur. Gehaßt ist er in der Südafrikanischen Union und in jenen Kreisen des Westens, die noch glauben, am Kolonialismus festhalten zu können. Geliebt und fast vergöttert wird „Father Scott" in Südafrika und in der ehemaligen deutschen Kolonie Südwestafrika von allen Afrikanern. Wohl selten hat sich ein Weißer derart leidenschaftlich für die Unterdrückten Afrikas eingesetzt wie Michael Scott. Nun, nachdem er in der Union im Gefängnis gesessen hat und schließlich das Land verlassen mußte, hat er sein eigenes „Africa Bureau" in London, auch ist er Vertreter von südwestafrikanischen Minderheiten in der UNO in New York.

Reverend Michael Scott

Reverend Scott, über den bereits in dem (von dem Nobel-Preisträger T. S. Elliot geleiteten) Londoner Verlag Faber and Faber eine Biographie von Freda Troup erschien, ist ein blonder Hüne. Er trug während des Kongresses immer einen hellen Tropenanzug und dazu einen schwarzen Colar. Keinem anderen Weißen wurde soviel Respekt erwiesen wie Michael Scott.

Es war meine erste Begegnung mit ihm. Da ich seine furchtlose, tapfere Tätigkeit seit langem verfolge, hatte ich ihn viel zu fragen. Seine weißen Gegner werfen ihm immer wieder Verrat an ihrer Rasse vor. Ich genierte mich nicht, ihn darauf hinzuweisen.

Reverend Scott antwortete:

„Meinen äußeren Auftrag habe ich von den Herero und von anderen unterdrückten Stämmen des Mandatsgebietes. Meinen inneren Auftrag habe ich durch meinen Glauben an Jesus Christus. Ich bin überzeugt davon, daß ich das, was ich für die Afrikaner tue, zugleich für alle Menschen leiste. Mich interessieren nicht Rassen, mich interessieren die Unterdrückten, die Gedemütigten, die Beleidigten. Immer werden Sie mich auf deren Seite finden, und zwar im Zeichen des Kreuzes."

Die Abschlußfeier des Kongresses verzögerte sich etwas, da die Resolutionen nicht rechtzeitig fertig waren. Ein ghanaesischer Minister stand auf, ging ans Mikrofon, schlug ein Lied vor, begann dessen erste Strophe und forderte die Versammlung auf mitzusingen. Die liebenswürdige Unbefangenheit des Ministers machte auf mich einen tiefen Eindruck.

Aber noch mehr beeindruckte mich, als danach Michael Scott mit Afrikanern seiner Herero-Delegation vors Mikrofon trat und zur Überbrückung der Wartezeit mit seinen Freunden einige Volkslieder sang. Genau wie ich, vergaß wohl die ganze große Versammlung, daß hier ein Weißer neben Schwarzen stand. Man spürte nur einen liebenswerten Menschen voller Güte und Demut: einen kämpferischen Christen, wie sie heute leider so selten sind.

Den Kongreß leitete der noch nicht dreißigjährige Tom M'boya aus Nairobi (Kenia). Früher Gesundheitsinspektor, ist er jetzt Gewerkschaftsführer, Mitglied des Legislativrates von Kenia und Präsident von „Nairobis Peoples Convention Party". Er gehört schon heute zu den bedeutendsten politischen Persönlichkeiten nicht allein Ostafrikas, sondern vielmehr Gesamtafrikas. Wie die meisten führenden Afrikaner stammt er aus primitiven Verhältnissen. Als Autodidakt arbeitete er sich empor. Er leitete die Sitzungen mit der Überlegenheit eines alten Parlamentariers. Seine Ansprachen oder auch nur seine Diskussionsbeiträge zeichneten sich durch ein ausgezeichnetes Englisch aus, durch präzises Denken und daher klare Stellungnahmen.

Bei ihm spürte ich allerdings etwas von dem Gefühl der Überlegenheit der schwarzen Rassen gegenüber der weißen Rasse – eines der neuesten Phänomene in Afrika. Man sagt es einem nicht ins Gesicht: „Du als Weißer bist in unseren Augen von minderer Rasse." Man drückt es politisch aus, und Tom M'boya tat es unaufhörlich. Immer wieder rief er genau wie sein Freund Kwame Nkrumah in den Saal: „Europa ist von gestern! Afrika ist von morgen!"

Schwarzes Herrenrassentum

Am schlimmsten empfand ich diesen schwarzen Herrenrassendünkel bei George Padmore. Er nennt sich „außenpolitischer Berater von Dr. Nkrumah", dem Premierminister, und er war auch der eigentliche Organisator dieses Ersten Allafrikanischen Völkerkongresses – wenn er auch mehr im Hintergrund die Fäden zog, also persönlich weniger in Erscheinung trat.

Padmore ist 1903 in Trinidad (Westindien) geboren, studierte in Amerika, war Professor an der Fisk- und an der Howard-Universität, organisierte in Europa Gewerkschaftsbewegungen und kam deshalb 1933, also zu Beginn der Hitlerzeit, in Hamburg ins Gefängnis. In der deutschen Hansestadt war er kurze Zeit Herausgeber einer Gewerkschaftszeitschrift. Padmore hat eine Reihe bemerkenswerter Bücher über Kolonialismus, Imperialismus, afrikanischen Nationalismus und die Beziehungen des Kommunismus zu Afrika geschrieben. Wenn er wohl auch nicht kommunistisches Parteimitglied ist, so darf er doch noch heute als Freund der Kommunisten gelten.

Padmores Frau ist Jüdin und soll ihre Familie in einem deutschen KZ verloren haben. Ihre darum durchaus verständlichen Ressentiments addieren sich mit denen ihres Mannes. Ich kann mich nicht daran erinnern, je einen Farbigen getroffen zu haben, der mir, einem Weißen, mit derart verletzendem Hochmut gegenübergetreten ist.

Ich hatte wiederholt in seinem „Hauptquartier" zu tun, um mir Kongreßmaterial zu besorgen. Immer hatte ich lange zu warten. Ich tröstete mich, daß Padmore auch farbige Delegationsführer

Der König der Aschanti (sitzend in der Mitte), ist ein durchaus moderner Mensch und aufgeklärter Staatsmann westlicher Prägung. Im Privatleben trägt er meistens europäische Kleidung. Aber bei Staatsakten kommt das alte afrikanische Volkstum zur Wirkung. Sein voller Name lautet: Nana Sir Osei Ageyman Prempehs II. Bei einem Staatsakt wird der goldene Stuhl (neben dem König) aus dem Staatsschatz hervorgeholt und auf einem anderen Stuhl zur Schau gestellt. Der goldene Stuhl der Aschanti ist sowohl Ahnenschrein wie Symbol der Herrschergewalt.

gern warten ließ. Wiederholt beschwerten sie sich bitter (auch bei mir, wenn ich gerade wartete) und verließen unter Protest Padmores Office. Er hatte eine regelrechte Leibwache um sich: eifrige, flinke, zackige und vor allem fanatische junge Afrikaner.

Ich sollte später in Nigeria Gelegenheit erhalten, mit jungen nigerianischen Politikern über George Padmore zu sprechen. Sie äußerten sich abfällig und sagten: „So geht es natürlich nicht. Diesen Ton lassen wir uns nicht bieten."

Padmore scheint mir – neben anderen – ein treffendes Beispiel für den farbigen Intellektuellen von heute zu sein, der sich erhaben dünkt über „die Leute aus Busch und Urwald". Es liegt dem Afrikaner zweifelsohne auch im Blut, zu befehlen und zu unterwerfen. Gewiß haben die Weißen unerhörte Schuld auf sich geladen, als sie die Sklaverei perfektionierten. Aber Sklaverei hat es schon vor der Ankunft der Weißen in Afrika gegeben. Die überhebliche afrikanische Elite scheint heute hier und da schon wieder dabei zu sein, trotz demokratischer oder gar „edelkommunistischer" Allüren, in ein feudalistisches System verfallen zu wollen.

Erhaben und als etwas Besseres fühlten sich auch einige amerikanische Neger, die den Kongreß besuchten. Nach außen gab man sich allerdings als „schwarzer Bruder", als „schwarze Schwester". Die Gattin des großen Negerbaritons Paul Robeson wurde ebenso herzlich gefeiert wie die Witwe des bedeutenden amerikanischen Negerschriftstellers und Juristen Dr. W. E. B. du Bois, Verfasser bedeutender Schriften und Mitanreger der Gershwinschen Negeroper „Porgy and Bess". Aber wenn ich die amerikanischen Neger ohne die afrikanischen sprach, glaubte ich gelegentlich zu spüren, daß sie sich sogar zu mir, dem Weißen, mehr hingezogen fühlten.

Es wurde in diesem Zusammenhang Richard Wrights Buch „Schwarze Nacht" zitiert, auch der Afrika-Reisebericht der Mitherausgeberin der Negerzeitschrift „Ebony", Mrs. Eva Bell Thompson. Beide erklären in ihren Büchern, daß sie sich in Afrika sehr fremd fühlten und doch wohl mit den Afrikanern nur noch die Hautfarbe gemeinsam hätten.

„Wir trinken nur Wasser!"

Eines Tages saß ich mit jungen Politikern aus Njassaland und Rhodesien zusammen. Wir sprachen über die Nöte ihrer Heimat. Ich bot ihnen zu trinken an und fragte, was sie gern möchten. Wie im Sprechchor antworteten sie: „Ein Glas Wasser!"

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben. Viele junge Afrikaner sind nämlich starke Bier- und Whiskytrinker. Aber diese hier beharrten auf Leitungswasser. Ich fragte sie, ob es damit eine besondere Bewandtnis habe. Natürlich hatte es das:

„Wir und unsere Gesinnungsfreunde haben es uns zum Gesetz gemacht, nichts anderes als Wasser zu trinken, bis auch unsere Länder unabhängig sind. Alkohol schwächt den Körper, ermüdet den Geist. Wir wissen es aus vielen Ländern Afrikas, daß der weiße Mann nur deshalb Alkohol einführt, damit wir Afrikaner degenerieren. Wir jedoch wollen gesund und stark bleiben für den Kampf um die Freiheit unserer Länder."

Übrigens handelte es sich um durchaus natürliche, sympathische junge Leute mit allgemein gemäßigten und vernünftigen Ansichten, also nicht blinde Fanatiker. Gewiß, sie waren bedingungslose Nationalisten. Aber warum wollen wir allein den Patrioten unserer eigenen Nation Bewunderung zollen? Dabei zeigt dieses kleine Erlebnis, wie vielen Afrikanern der Unabhängigkeitskampf zur Religion geworden ist. Sie sind in eine Art Heiligen Krieg eingetreten.

Beim König der Aschanti

Auf dieser Reise gelang es mir endlich, eine Audienz beim König der Aschanti,

dem Asantehene, Nana Sir Osei Ageyman Prempels II., zu erhalten. Der König lebt außerhalb Kumasis, der Hauptstadt der Aschanti. Diese führten bei der Kolonisierung des Landes mehrere heftige Kriege gegen die Engländer und widersetzten sich später auch der Herrschaft Dr. Nkrumahs.

Schließlich kapitulierten sie vor der Macht Nkrumahs, wohl aber nur aus politischer Weisheit, nicht aus Überzeugung. Hätten sie nämlich ihren Widerstand nicht aufgegeben, hätte die unabhängige Regierung gewiß Mittel gefunden, das System der Aschanti-Könige und -Chiefs auszurotten. So fand man einen Kompromiß, der fraglos beiden Parteien hilft: den konservativen Aschanti wie den fortschrittlichen Nationalisten.

Als ich vor Jahren versuchte, Kontakt mit dem König zu erhalten, verübelte man mir das in Accra. Ich wurde der „Konspiration mit Staatsfeinden" bezichtigt. Nun indessen gab man mir als dem Verfasser eines afrikanischen Geschichtswerkes die Erlaubnis, den König zu besuchen.

Der Otumfur (Allgewaltige), wie er auch angeredet wird, ist ein Mann von über siebzig Jahren. Er hat einen schönen Besitz außerhalb der betriebsamen Stadt Kumasi. In einem gepflegten Garten, von einer hohen Mauer umgeben, steht ein Landhaus im englischen Stil. Das Portal wird von malerisch uniformierten Soldaten bewacht. Erst nachdem mit dem Privatsekretär des Königs telefoniert worden war, durfte mein Wagen über den Kies des königlichen Gartens rollen.

Über eine Veranda wurde ich von dem europäisch gekleideten Privatsekretär sehr höflich in den Empfangssalon des Königs gebeten. Neger haben eine große Freude an Bildern, Fotos und Farbfotos. So verwunderte es mich nicht, daß ich auch in den Räumen des Königs der Aschanti eine große Sammlung von Fotografien sah. Es handelte sich hier ausnahmslos um historisch wertvolle Bilder. Englische Könige und Königinnen hatten dem angesehenen Negerkönig ihre Bildnisse gewidmet, dazu prominente Heerführer und Politiker, wie beispielsweise Sir Winston Churchill und Präsident Roosevelt. In einem anderen Salon sah ich später zum Teil ausgezeichnete Zeichnungen und Gemälde des Königs und früherer Aschanti-Könige.

Der Allgewaltige erschien im ghanaesischen Nationalkostüm, dem großen farbigen Umschlagtuch, Kenti genannt, das eine Schulter und einen Arm unbedeckt läßt. Ich hatte in Accra die Versicherung abgeben müssen, mit dem König keinesfalls über Gegenwartspolitik zu sprechen. Ich hätte es gern getan, hielt aber selbstverständlich mein Wort. So konzentrierte ich mich im Gespräch mit dem König mehr auf die Geschichte der Aschanti.

Bereits im 16. Jahrhundert soll sie begonnen haben. Die Hauptstadt Kumasi soll durch das Pflanzen eines Baumes gegründet worden sein. Er heißt der „O-Kum-Baum". Über diesen sei der berühmte Goldene Stuhl der Aschanti vom Himmel heruntergereicht worden. Der Goldene Stuhl ist sowohl Ahnenschrein wie Symbol der Herrschergewalt. Er ist immer Besitz des jeweiligen Königs und wird von ihm wie der eigene Augapfel gehütet. Er darf nur bei besonderen Gelegenheiten aus der Schatzkammer hervorgeholt und gezeigt werden. Der Goldene Stuhl steht dann auf einem anderen Stuhl, ohne daß sich der König darauf setzt.

Ich bat den König vergeblich, mich einen Blick auf dieses kostbare Kleinod werfen zu lassen. Statt dessen zeigte mir der Herrscher eine Serie ausgezeichneter Farbfotos von dem Goldenen Stuhl, die er gerade von einem wissenschaftlichen Fotografen aus England hatte anfertigen lassen.

„Ich will nämlich die Geschichte des Königreiches schreiben", erzählte mir der Otumfur, „meine eigene Geschichte, verbunden mit der Geschichte des ganzen Königtums. Das meiste, was bisher berichtet wurde, ist falsch. Wir sind größere Realisten als die Europäer meinen. Das habe ich aus Ihrer eigenen Erzählung gemerkt."

Ich staunte. Hatte ich nicht präzise Fragen auf Grund der mir zugänglich gewesenen Fachliteratur über die Geschichte der Aschanti, des Baumes und des Stuhles gestellt?

Der König erklärte mir: „Lassen Sie sich versichern, daß ich persönlich nicht mehr daran glaube, dieser Stuhl sei vom Himmel heruntergereicht worden. Wir wissen, einer hat ihn angefertigt und ein anderer hat ihm eine Funktion gegeben. Warum auch nicht? Und die Sache mit dem Baum scheint mir auch höchst anfechtbar. Gewiß gibt es heute noch einen riesigen Baum, der von einigen braven Menschen als jener Heilige Baum verehrt wird. Sie selber haben ihn gesehen, er steht an der Querseite des neuen Krankenhauses in Kumasi. Aber ich glaube nicht, daß es sich noch um jenen alten Baum handelt, höchstens um einen Ableger davon. O ja, während das Krankenhaus gebaut wurde, gab es Leute, die höchst besorgt waren, daß dem alten Baum kein Zweiglein gebrochen werde. Ich habe davon gehört, empfinde das aber als falsche Romantik und gefährliche Mystik. Ihnen sollte ein fortschrittlicher Afrikaner nicht mehr anheimfallen. Auch darum schreibe ich mein Buch und hoffe, es mit vielen Farbfotos illustrieren zu können, um eben ein möglichst wahrheitsgetreues Bild unserer Wirklichkeit zu geben."

Was war ich da doch in eine seltsame Situation geraten! Gerade an die mythisch akzentuierte Geschichte der Aschanti hatte ich gern geglaubt. Ihr eigener König jedoch zerstörte sie und sprach zu mir wie ein westeuropäischer Rationalist.

„O Tannenbaum" als Tango

Der König der Aschanti machte einen vorzüglichen Eindruck auf mich, wie ich überhaupt an alle Begegnungen im Aschantiland mit Bewunderung zurückdenke. So lernte ich in Kumasi den ausgezeichneten Maler und Graphiker Okopu kennen. Man führte mir alte Tänze vor, die mich zutiefst beeindruckten. Es waren meist Tänze von Frauen und Mädchen in langen Gewändern. In der rechten Hand hielten sie graziös ein Taschentuch, mit dem sie elegante Gesten ausführten. Ich wurde an spanisches Hofzeremoniell erinnert. Tatsächlich, die Tänze hatten etwas von westlicher höfischer Vornehmheit.

Allerdings war davon in meinem Hotel wenig zu spüren. Es war Adventszeit. Als am Sonnabend abends getanzt wurde und die Jugend von Kumasi sich zu Hunderten traf, hörte ich in mein Zimmer hinauf „Stille Nacht, heilige Nacht" als English Waltz und „O Tannenbaum ..." als Tango.

Nach Accra zurückgekehrt, hatte ich jeden Abend Gelegenheit, einen „Evangelisten" zu beobachten, der zu den Thesen des Aschanti-Königs allerdings einen gehörigen Kontrast bildete – dabei war er Amerikaner.

Im nächsten Heft:

Heilungen am fließenden Band – Afrikanische Flüchtlinge – Rassenhaß und Rassenwahn – Sündenböcke gesucht – Ein schwarzer Schüler Sauerbruchs.

Der Stern vom Rio Pero

**Roman eines exotischen Abenteuers
Von Paul van der Hurk**



Cursatis Spritzen tun ihre Wirkung: völlig willenlos hat sich Silvana von Bord der „Santa Fé" entführen lassen. Sie hat keine Angst, sie schöpft keinen Verdacht. Lachend nimmt sie die bedrohlichsten Situationen hin. Dr. Wasil ist entsetzt. „Was haben Sie mit ihr gemacht?" fragt er den Professor. „Sie ist ja nicht bei Sinnen." — Cursati lacht zynisch: „Wir werden keine Schwierigkeiten mit ihr haben." Sein Plan steht längst fest: Er will das blutjunge Mädchen dem Indianerhäuptling Jyatuma als lebendes Gastgeschenk überreichen . . .

Cursati gab keine näheren Erklärungen mehr dazu ab.

„Erzählen Sie der Kleinen", sagte er, „wir hätten von einem geplanten Anschlag der Amerikaner auf unsere Boote erfahren. Das sei uns die Weiterreise auf der ‚Santa Fé' nicht wert gewesen. Sagen Sie ihr, wir hätten sie natürlich nicht ihrem Schicksal überlassen wollen. Und fragen Sie sie, was für ein Schlafmittel sie genommen habe. Wir hätten es nicht fertiggebracht, sie aufzuwecken. Vielleicht hat sie es ohne ihr Wissen eingenommen? Wer weiß! Sagen Sie

Wasil blickte den verwilderten Burschen mißtrauisch an, während sich das Boot durch das sumpfige Wasser schob. Hatte er einen Verbündeten gefunden — oder einen Spitzel seines Feindes Cursati? Zeichnung Grazioli

ihr das! Sie soll ruhig daran erinnert werden, daß es so etwas gibt."

Wasil hatte nur noch halb zugehört. Seine Gedanken kreisten um einen anderen Punkt.

„Sie sprachen von einem jungen Indianerhäuptling..."

Cursati wußte sofort, worauf der Doktor hinaus wollte.

„Allerdings. Ich sagte Ihnen ja schon: unsere Marschroute führt zu Jyatuma."

Wasil faßt einen Entschluß

Wasil verriet mit keiner Miene, was in ihm vorging. Er fand diesen Plan widerlich. Das wäre auch nicht anders gewesen, wenn es sich um ein anderes Mädchen als Silvana gehandelt hätte. Die Vorstellung, daß Silvana ihr ganzes Leben unter diesen Kopfjägern verbringen sollte, erfüllte ihn mit Grauen.

Auch der Geheimagent Wasil war in der Auswahl seiner Mittel alles andere als zimperlich. Aber das hier war zuviel. Er hatte ohne Bedenken Silvanas Vertrauen ausgenutzt, um seinen Gegnern einen Vorsprung abzugewinnen; er war auch ohne Bedenken bereit, diesem Gegner einen Kampf bis aufs Messer zu liefern, wenn es sein mußte. Aber das Mädchen mußte unangetastet bleiben. Das hatte er schon in Genf zur Bedingung gemacht.

Nun, die Rechnung war nicht aufgegangen. Vielleicht lag es daran, daß er zum ersten Male in seiner Laufbahn persönliche Interessen mit seiner Aufgabe verquickt hatte. Kein Zweifel, diese Silvana hatte es ihm angetan. Er hätte als erfahrener Spion normalerweise Bennet Murphys Wirkung auf Frauen einkalkulieren müssen. Prompt verliebte sich Silvana Hals über Kopf in den Captain und schmiß dadurch Wasils ganzes Konzept um. Daß diese Liebe fürs erste in Haß umgeschlagen war, hatte Wasil zwar erreicht. Aber damit war der Nebenbuhler noch längst nicht restlos ausgeschaltet; Haß und Liebe lagen oft nahe beisammen.

Cursati hatte recht gehabt: seine, Wasils Marschroute war falsch gewesen. Die Schlüsselstellung lag bei Jyatuma, nicht bei Don José.

Rückhaltslos versuchte Wasil, sich über alles klarzuwerden. Er war ebenso ein Gefangener wie Silvana. Bei der geringsten Auflehnung würde Cursati ihn umbringen. Es war ein Kinderspiel für ihn! Ein paar Tropfen Gift in den Tee, eine giftige Injektion im Schlaf – oder auch nur ein Wink an den Leibwächter... Gomez wartete nur darauf, ihn den Krokodilen zum Fraß vorzuwerfen. Und Wasil hatte keinen Verbündeten, nicht einen einzigen. Die Cursati-Leute waren eine verschworene Mannschaft.

„Jyatuma selbst hat mich auf die Idee gebracht", sagte Cursati in Wasils Gedanken hinein. „Er hat es nun mal auf die Tochter des weißen Häuptlings abgesehen. Wir können ohne weiteres annehmen, daß Jyatuma für die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches zu Konzessionen bereit ist, wie es die Diplomaten nennen. Er soll uns nicht zu dem Raketenwrack führen, sondern auch gegen die Konkurrenz abschirmen. Und die Leguas schießen immer noch mit vergifteten Pfeilen."

Wasil lächelte anerkennend. „An sich wäre gegen den Plan nichts einzuwenden..."

„Aber?" forschte Cursati.

„Ich habe über die Sitten und Gebräuche der Kopfjäger einiges gelesen. Sie erzwingen keine Heirat. Selbst den geraubten Mädchen steht es frei, den Bewerber abzulehnen. Sie müssen also ihr Ja-Wort geben. Und dieses Ja-Wort vollzieht sich mit einem großen Zeremoniell."

Cursati lächelte diabolisch.

„Ich sage Ihnen zum dritten Male, wir werden keine Schwierigkeiten mit Silvana haben. Jyatuma wird ihr Ja-Wort nicht zu erzwingen brauchen. Sie wird es ihm freudig geben."

Wasil hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Cursati durch Überreden von seinem Plan abzubringen.

„Die Frage ist dann nur, ob auf diesen Kopfjäger-Häuptling auch Verlaß ist. Was kann ihn im Ernstfall daran hindern, zuerst die Frau und dann unsere Köpfe für seine Sammlung zu kassieren? Der Ihrige wäre ein besonders geeignetes Exemplar. Ich habe mir sagen lassen, Vollbärte stünden dort hoch im Kurs."

Cursati erwiderte herablassend:

„Sie kennen die Indianer nicht, und Sie kennen mich nicht!"

Silvanas Traumgott gehorcht

Sie erreichten den kleinen Seitenfluß, den Kapitän Perez den Rio Peretta genannt hatte. Hier machten sie Rast. Die Angelgeräte wurden ausgeworfen und ein Biwakfeuer angezündet.

Ein Hubschrauber flog stromaufwärts, blieb aber auf seinem Kurs.

„Sie suchen uns!" sagte Silvana lachend. Offenbar freute sie sich darüber, daß das Lager nicht entdeckt worden war.

Wasil erzählte ihr in Cursatis Gegenwart gehorsam das Märchen von dem geplanten Anschlag auf die Boote und fragte auch nach den Schlaftabletten.

„Ich habe noch nie ein Schlafmittel genommen", erklärte sie. „Im Institut gab es Mädchen, die oft solches Zeug schluckten, obwohl Madame Bourget dringend davon abriet." Sie schien sich weiter gar keine Gedanken zu machen. „Vielleicht hat mich die Spinne gebissen, von der ich geträumt habe. Oder der Herr Professor hat mir eine Gegengift-Injektion gegeben, die mich eingeschläfert hat. Jedenfalls hat mich irgendwas gestochen, und ich habe danach herrlich geschlafen. – Sie ahnen nämlich nicht, Professor, was Sie mit Ihrem Experiment bei mir angerichtet haben. Jede Nacht derselbe gräßliche Traum!"

„Das hört jetzt auf!" sagte Cursati suggestiv.

Sie lachte wieder.

„Mein Traumgott hat es zur Kenntnis genommen. Das nächste Mal träume ich bestimmt von etwas anderem."

Viel später, als schon eine Anzahl Fische in der Glut des Feuers bruzelten, wandte sie sich von neuem an Cursati:

„Ich glaube, Sie haben doch einen Fehler gemacht..."

„Professor Cursati macht keinen Fehler", warf Wasil leichthin ein.

„Haben Sie denn gewußt, Professor, daß Captain Murphy einen Hubschrauber an Bord hatte? Ich hätte es mir eigentlich denken können."

„Auch mit einem Hubschrauber findet er uns nicht. Jetzt nicht mehr!"

„Ich glaube auch kaum, daß dies seine Absicht ist", sagte sie hellsichtig. „Wissen Sie, was ich glaube? Daß er zu meinem Vater fliegt."

Mit einem Male wurde sie nachdenklich:

„Mein Vater wird sich beunruhigen. Er wird wissen wollen, wo ich bin. Heute nacht schon werden wir die Trommeln hören. Er wird überall seine Späher aussenden."

Cursati zögerte nicht lange mit der Antwort:

„Aber nicht in das Gebiet der Leguas!"

Etwas unsicher und leicht erstaunt sah sie ihn an. Man wußte nicht recht, ob sie wirklich begriffen hatte.

„Nein, in das Gebiet der Leguas nicht", stimmte sie endlich zu.

Don Josés verwirrende Frage

Kapitän Perez hatte geschrieben:

„Amigo,
der Überbringer dieser Zeilen ist Mr. Bennet Murphy. Ich empfehle ihn Dir als einen Mann, zu dem Du Vertrauen haben kannst. Silvana kam in Belem Para mit einem gewissen Dr. Wasil an Bord. Er zeigte mir Dein Telegramm. Heute nacht



„... aber bedenken Sie, was Sie da an Schmuck und Kerzen sparen können!"

ist Silvana heimlich von Bord gegangen. Vermutlich von Wasil entführt. Mit Hilfe von Cursati. Du wirst Cursati kennen. Verlaß Dich auf Murphy. Er liebt Silvana. Aber davon wird er wohl nicht mit Dir sprechen.
In alter Verbundenheit Perez."

Als Don José den Brief gelesen hatte, reichte er ihn Pater Antonio.

Bennet stand mit zweien seiner Kameraden – einer von ihnen war der Philippino – in Josés Arbeitszimmer. Der vierte der kleinen Mannschaft bewachte die Maschine, die schon von neugierigen Dorfbewohnern umlagert wurde.

Don José musterte Bennet eindringlich. Dann sagte er etwas auf portugiesisch. Der Philippino übersetzte:

„Bitte, Señor, berichten Sie! Vorerst aber sagen Sie mir: Woher kennen Sie meine Tochter?"

Auf diese Frage war Bennet am allerwenigsten vorbereitet; sie brachte ihn in Verwirrung.

Don José bemerkte es.

„Kapitän Perez hat Sie mir als einen Mann empfohlen, zu dem ich Vertrauen haben könnte. Ich hoffe, daß diese Beurteilung richtig ist."

Bennet zögerte nicht länger.

„Ich glaube, Herr Becker, wir können deutsch sprechen, wenn Ihnen das recht ist. Es wird nötig sein, daß ich etwas weit aushole."

„Cursati ist ein Teufel!"

Don José wies auf die Rundbank in der Ecke. Bennet begann:

„Eine der Mitschülerinnen Ihrer Tochter in Genf war Mary Davis. Ihr Vater ist Colonel Davis, Chef der Spionageabwehr im Bereich der NATO, attachiert in Paris. Ich bin Offizier seines Stabes." Bennet überreichte seine übrigen Empfehlungsschreiben und fuhr fort:

„Ihre Tochter hat in der Schule von der Erscheinung des ‚Glühenden Pfeiles' erzählt."

„Meinen Sie den Meteoriten, der hier in der Nähe niedergegangen ist?" fragte Pater Antonio.

„Es war kein Meteorit, sondern vermutlich eine von uns gestartete und von ihrer Bahn abgewichene Rakete." Bennet wandte sich wieder an Don José:

„Durch die Schilderung Ihrer Tochter erhielten wir Kenntnis von dieser Tatsache, und es war zunächst ein dienstlicher Auftrag, der mir die Bekanntschaft mit Ihrer Tochter vermittelte."

Don José hörte schweigend zu, bis Bennet auf die Telegramme zu sprechen kam, die angeblich zwischen Madame Bourget und ihm gewechselt worden waren.

„Davon weiß ich nichts", erklärte er. „Ich habe keine Anfrage von Madame Bourget erhalten und auch von hier aus kein Telegramm abgeschickt."

Bennet hatte also recht gehabt. Das Telegramm war gefälscht.

Sie kamen auf Professor Cursati zu sprechen.

„Ich halte es nicht für einen Zufall", sagte Bennet, „daß Wasil und Cursati sich zusammengefunden haben. Offenbar wollen sie zusammen in das Gebiet der Léguas vordringen. Sie werden es vielleicht für absurd halten, wenn ich Ihnen erkläre, daß es Spionageorganisationen gibt, die so weit verzweigt sind, daß ihre Verbindung sogar bis tief in den Urwald reichen. Aber es ist so."

„Wie kommen Sie auf das Gebiet der Léguas?" fragte Don José.

„Es ist die Vermutung von Kapitän Perez. Cursati erkundigte sich nach der Schiffbarkeit des Rio Peretto und seiner Zuflüsse. Auf diesem Weg hofft er in das Seengebiet eindringen zu können. Und dort vermutet er das Wrack."

Pater Antonio sagte:

„Sie sprechen immer von einem Wrack. Wie kommen Sie auf diese Vermutung?"

Bennet war erstaunt, daß der Pater davon nichts wußte.

„Das Wrack liegt im See der tausend Krokodile. Das muß einer der Seen dieses Gebietes sein."

„Und woher wollen Sie das wissen?"

„Das ist doch gerade das, was Silvana in der Schule erzählt hat. Sie habe das Wrack mit eigenen Augen gesehen."

Don José sah ihn ungläubig an:

„Mit eigenen Augen gesehen, sagen Sie?"

„So hat sie erzählt. Und sie hätte auch einen Zeugen dafür, ihren Milchbruder Ari."

„Davon wissen wohl nicht nur Sie",

warf Pater Antonio ein, „sondern auch Wasil und Cursati?“

„Wasil sogar von Silvana selbst und vermutlich mit Einzelheiten, die wir nicht kennen.“

Don José und der Pater wechselten einen sorgenvollen Blick. Pater Antonio brach dann das bedrückte Schweigen.

„Dieser Cursati ist ein Teufel. Ich kenne ihn gut genug. Er hat überall seine Verbindungen und Informationsquellen. Wenn er wirklich, wie Mr. Murphy vermutet, einer weitverzweigten Geheimorganisation angehört, dann hätte man keinen besseren Mann dafür finden können. Cursati weiß natürlich von unserem Abkommen mit den Leguas. Er weiß auch, dessen bin ich sicher, von Jyatumas sogenanntem Friedensangebot und seinem Heiratsantrag.“

Bennet horchte auf.

„Heiratsantrag?“

Pater Antonio sah Don José an. Das Gesicht des Hausherrn war starr und undurchdringlich.

„Ich traue ihm alles zu, auch das Gemeinste. Ich traue ihm sogar zu“ – es widerstrebte dem Pater sichtlich, es auszusprechen – „daß er Silvana entführt hat, um sie an Jyatuma auszuliefern.“

Mit einem kurzen, kaum wahrzunehmenden Kopfnicken pflichtete Don José ihm bei.

Aris Diplomatie

Bennet starrte den Pater entsetzt an. Dann sprach er erregt auf Don José ein:

„Herr Becker, wenn Ihre Tochter in Gefahr ist – was können wir tun, um ihr zu helfen?“

Don José blieb gelassen.

„Mr. Murphy, ich glaube nicht, daß Sie 6000 Kilometer gereist sind, um meine Tochter zu retten. – Wie lautet Ihr Auftrag?“

„Ich habe den Befehl, das Raketenwrack zu untersuchen. Dafür stehen mir sechs wissenschaftliche Experten zur Verfügung. Nach der Auswertung der Meßgeräte soll es durch eine Zeitbombe vernichtet werden.“

Don José erhob sich.

„Señor, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind und mir Nachricht über meine Tochter gebracht haben. Erfüllen Sie Ihre Pflicht, wie ich meine erfüllen werde. Sie brauchen meine Unterstützung, ich nicht Ihre. Ich werde für Sie tun, was ich kann. Ich glaube, damit sind wir quitt!“

Es war eine deutliche Abfuhr.

Don José riet Bennet dann dringend davon ab, das Wrack mit dem Hubschrauber anzufliegen. „Sonst sind die Léguas alarmiert, noch bevor Sie landen können. Besser ist, Sie vertrauen sich der Führung von meinem Stiefsohn Ari an. Ari hat – wie ich freilich erst jetzt erfahre – das Wrack gesehen und ist somit der einzige, der den Weg dorthin genau kennt. Ihre auf der ‚Santa Fé‘ zurückgebliebenen Kameraden werden wohl inzwischen Puerto Manoel erreicht haben. Ich werde gern veranlassen, daß sie mit dem Motorboot abgeholt werden.“

Ari wurde gerufen und von Pater Antonio ins Verhör genommen. Er gestand ein, bei der nächtlichen Fahrt am Ufer des „Sees der tausend Krokodile“ vermutlich die Grenze des Reservates überschritten zu haben. Aber er verteidigte sich nicht ungeschickt: Don José habe zwar verfügt, keines Campos Fuß dürfe das Gebiet der Leguas betreten; es sei jedoch mit keinem Wort davon die Rede gewesen, daß auch keines Campos Boot an diesem Gebiet entlangfahren dürfe. Als er erfuhr, welche Folgen sein abenteuerlicher Ausflug nach sich gezogen hatte, war er tief bestürzt.

Pater Antonio lächelte begütigend. Aris Ausrede war unter Umständen gar keine schlechte Grundlage für diplomatische Gespräche mit den Leguas.

Krieg oder Frieden?

Am Abend waren Bennet und seine Kameraden Zeugen eines feierlichen Zeremoniells.

Der Stern vom Rio Pero

Don José hatte die Stammesältesten der Campos zu einer Ratssitzung berufen. Sie erschienen kurz vor Einbruch der Dunkelheit auf dem Vorplatz der Hacienda. Ein Feuer aus Reisig erhellte die Szene.

Die ganze Dorfgemeinschaft – Männer, Frauen und Kinder – war versammelt. Als Don José erschien, verstummte das monotone Dröhnen der Trommeln. Don José öffnete einen Schrein und entnahm ihm die Insignien seiner Häuptlingswürde – eine Kette aus geschnitzten Krokodilzähnen und die Kopfbedekkung mit dem gewaltigen Federschmuck.

Ein junger Campo brachte einen reich verzierten Speer und stieß ihn in Don Josés Reichweite mit der Spitze in den Boden. Das hieß, daß es in dieser Ratsitzung um Krieg oder Frieden ging.

Don José wandte sich an die Stammesältesten und hielt eine Rede in der Eingeborenensprache, die Bennet und seine Gefährten nicht verstanden. Es folgte eine Abstimmung, bei der die Räte wild gestikulierend aufsprangen. Während dessen hielt Don José den Speer waagerecht. Endlich steckte er ihn mit dem Schaft in das Erdloch, so daß die Spitze nach oben ragte. Damit war die Entscheidung über Krieg oder Frieden allein in seine Hand gegeben.

Fernando sucht Kontakt

Sie hatten den Rio Peretto verlassen und drangen durch einen der verschlammten Zuflüsse in das Seengebiet vor. Es ging nur langsam vorwärts.

Cursati steuerte das erste Boot, in dem auch Silvana saß, Wasil das zweite. Im ersten Boot war Gomez der Vormann, im zweiten Fernando. Sie mußten staken, weil die Schiffsschrauben im seichten Gewässer den Grund berührt hätten.

Plötzlich saß Cursatis Boot fest. Es mußte zurücksetzen und sich einen neuen Weg bahnen. Für Fernando und seine Leute war das eine willkommene Ruhepause.

Fernando schlenderte zum Heck, wo Wasil saß, und setzte sich neben ihn auf die Steuerbank. Die anderen waren außer Hörweite.

„Haben Sie eine Ahnung, Señor, wo wir mit dem hübschen Mädchen da vorn eigentlich hinfahren?" fragte er mit einem breiten, zweideutigen Grinsen.

Wasil sah ihn flüchtig an, gab aber keine Antwort.

„Sind Sie nicht in Belem-Para mit dem Mädchen an Bord gekommen, Señor? Ich habe während der ganzen Reise geglaubt, das Mädchen gehöre zu Ihnen."

Wasil antwortete abweisend:

„Was geht dich das Mädchen an?"

Fernando ließ nicht locker.

„Machen Sie mir nichts vor, Señor – Sie mögen den Patron nicht. Mir geht es nicht anders. Und ob mich die Kleine was angeht oder nicht, verdammt noch mal, ich möchte wissen, was der Alte mit ihr vorhat!"

Wasil blieb vorsichtig.

„Frag ihn doch, wenn du so neugierig bist!"

„Werd' mich hüten. Wenn ich schon von Ihnen keine Antwort bekomme, brauche ich den Patron erst gar nicht zu fragen. – Aber ich glaube, wir täten gut daran, Sie und ich, die Kleine nicht aus den Augen zu lassen."

Das war die erste Annäherung.

Cursatis Boot war inzwischen wieder flott geworden. Fernando nahm seine Arbeit wieder auf.

Sie fuhren weiter, bis die Dunkelheit hereinbrach. Unter dem grünen Blätterdach herrschte höllische Finsternis. Aber die Fahrrinne wurde allmählich breiter und tiefer. Das offene Wasser konnte nicht mehr fern sein. Cursati ließ Fackeln anzünden.

Auf dem See lag helles Mondlicht, als sie ihn endlich erreichten. Sie setzten die Segel und steuerten im leichten Wind auf eine Inselgruppe zu. Damit war das Tagesziel erreicht.

Nun hörte man auch die ersten Trommelschläge. Der Telegraf des Urwaldes begann zu spielen. Der weiße Häuptling der Campos sandte seine Späher aus.

Sie errichteten getrennte Lager auf zwei kleinen Inseln. Jede der beiden Bootsmannschaften hatte auf Cursatis Anordnung ihren eigenen Platz.

Silvana sollte die Nacht in ihrem Zelt auf dem Boot verbringen. Sie hätte noch gern mit Wasil geplaudert wie an Bord der „Santa Fé". Aber sie saß zwischen Cursati und Gomez, weit getrennt von dem Doktor.

Deutlicher hörte sie jetzt das dumpfe Trommeln, das die Nacht zerriß. Es kam vom Ufer des Rio Pero.

„Der Patron mißtraut Ihnen . . ."

Als dann alle auf ihren Matten lagen, waren Wasil und Fernando die einzigen, die noch nicht schliefen.

Wieder versuchte Fernando ein Gespräch einzuleiten.



„Trudchen, wo bist du — ich glaube, die Weihnachtsgans brennt an!"

„Ich glaube, Señor, der Patron traut Ihnen nicht."

Diesmal wich Wasil nicht aus.

„Es sieht beinahe so aus", brummte er.

„Wann haben Sie zum letztenmal mit Silvana sprechen können?"

Wasil horchte auf.

„Woher weißt du, daß sie Silvana heißt?"

„Das weiß wohl jeder, der ein paar Jährchen seines Lebens am Rio Pero verbracht hat. Die Tochter von Don José ist ja nicht gerade irgendeine!"

Wasil erinnerte sich jetzt, daß Cursati den Heizer Fernando mit großer Beredsamkeit von Kapitän Perez losgeeist hatte.

„Du sagtest heute nachmittag, du liebtest den Patron nicht. Warum bist du dann nicht lieber auf der ‚Santa Fé' geblieben?"

Fernando lachte lautlos.

„Was soll ich dazu sagen, Señor? Nehmen Sie doch sich selbst als Beispiel. Sie wären auch lieber auf der ‚Santa Fé' geblieben und sind doch hier. Wir sind also beide hier, obwohl es uns verdammt wenig in den Kram paßt. Und am wenigsten paßt uns dabei, daß auch Silvana dabei ist. Stimmt's oder hab' ich recht?"

Wasil gab endgültig seine Reserve auf.

„Wenn wir uns da einig sind, Amigo, haben wir schon einen wichtigen Berührungspunkt. Was mich angeht: Ich habe die Verpflichtung übernommen, Silvana zu ihrem Vater zurückzubringen. Dieser Verpflichtung möchte ich nachkommen."

Fernando erwiderte:

„Und was mich angeht – als Don José noch mein Boß war, da hat er mal von mir gesagt, auf mich wär' Verlaß. Das soll er nicht umsonst gesagt haben."

Sie hielten Ausschau nach dem Boot mit Silvanas Kajüte, das einige Meter vom Ufer entfernt auf der Dünung schaukelte. Sie hatten beide den gleichen Gedanken:

Wenn man sich leise ins Wasser gleiten ließ, an das Boot heranschwamm, das Ankertau kappte und gemeinsam mit Silvana das Weite suchte...

Am Ufer des Rio Negro und sogar noch am Rio Peretto wäre der Plan nicht schlecht gewesen. Hier aber war er aussichtslos. Fernando sagte nur:

„Man müßte hier die Strömung des Rio Negro haben!"

„Und nicht einen Tagesmarsch durch den verdammten Dschungel von ihm entfernt sein", fügte Wasil hinzu.

Mehr sprachen sie nicht darüber. Aber sie wußten jetzt, daß sie Verbündete waren.

Bennets zweite Abfuhr

Am Abend des dritten Tages nach seiner Ankunft auf der Hacienda, wollten Bennet Murphy und seine Gruppe zum Raketenwrack aufbrechen.

Don José hatte ihnen vier Flachboote zur Verfügung gestellt. Außer Ari war die Mannschaft noch durch acht kräftige Burschen verstärkt worden, für jedes Boot also zwei. Sie durften aber nur bis an den „See der tausend Krokodile" mitfahren. Dort sollten sie in einem der Boote zurückbleiben und eine Art Nachhut bilden. Die Amerikaner konnten ohnehin nur allein an das Wrack herangehen; man mußte mit Radioaktivität rechnen. Bennet und seine Leute waren mit modernsten Schutzanzügen ausgerüstet, klobige, mit Bleiplatten ausgelegte Ungetüme. Die Männer wirkten darin wie schwerfällige Roboter. Unheimlich klangen in dieser „Verpackung" auch ihre Stimmen. Sie wurden unmittelbar vom Kehlkopf auf einen Lautsprecher außerhalb der Schutzhülle übertragen. Der scheppernde Ton hatte nur noch wenig von einem menschlichen Organ an sich.

Bennet hatte den Gastgeber seit der ersten Begegnung nicht mehr gesehen. Jetzt, vor dem Abmarsch, äußerte er den Wunsch, sich von Don José zu verabschieden.

An Stelle des Hausherrn empfing ihn jedoch nur Pater Antonio. Don José ließe sich wegen dringender Geschäfte entschuldigen. Er wünsche den Herren vollen Erfolg.

„Können Sie mir noch etwas über Silvana – über Fräulein Becker sagen?" bat Bennet. „Haben Sie schon irgend etwas über ihren Aufenthaltsort in Erfahrung bringen können?"

„Es entspricht nicht Don Josés Wunsch, Mister Murphy, Sie darüber zu informieren", antwortete Pater Antonio.

Bennet schwieg. Mehr als deutlich ließ ihn Don José seine Abneigung spüren.

Der Pater fuhr fort:

„Aber ich spreche jetzt nicht zu Ihnen als Don Josés Berater, sondern als Silvanas Lehrer, Seelsorger und Freund." Prüfend sah er seinen um viele Jahre jüngeren Gesprächspartner an.

„Sie lieben Silvana?"

„Ja! Aber ich weiß, daß ihre Gefühle für mich erloschen sind. Vielleicht haßt sie mich sogar. Zu Unrecht, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt. Aber wie soll ich ihr das erklären? Der Schein war gegen mich, dafür hat Wasil raffiniert gesorgt. Und sie gab mir keine Gelegenheit zu einer Aussprache. Ich habe deshalb wenig Hoffnung..."

Bennet riß sich zusammen. Er redete viel zuviel. Er war nicht gekommen, um seine Gefühle für Silvana zu offenbaren, sondern aus Sorge um ihr Schicksal.

„Dennoch, Hochwürden, bitte ich Sie: sagen Sie mir, wie es um Silvana steht!"

„Wir haben leider keine guten Nachrichten", bekannte der Pater. „Bis gestern konnten wir Cursatis Weg verfolgen. Es muß jemand in Silvanas Nähe sein, der ihr beisteht."

„Wasil?"

„Das glaube ich nicht. Es muß jemand sein, der mit den Verhältnissen im Dschungel vertraut ist und der es versteht, Spuren zu hinterlassen. Die Rauchsäule eines noch schwelenden Feuers führte zu der Insel, auf der die Entführer das erste Lager aufgeschlagen hatten. Ein S war in eine Baumrinde geschnitzt, ferner ein Richtungspfeil und ein L. Unsere Freunde am Rio Peretto fanden auch den zweiten Lagerplatz. Aber seit gestern können sie den Weg nicht weiter verfolgen. Cursati hat das Gebiet der Leguas erreicht."

„Und wird dieser Jyatuma, von dem Sie sprachen, Silvana jetzt zu einer Heirat zwingen? Ist eine solche Ehe überhaupt gültig?" Bennets Fragen überstürzten sich. „Was können wir denn tun? Wie können wir ihr helfen?"

Punkt 10 Uhr: „Der große Donner"

Pater Antonio faltete nachdenklich die Hände.

„Mister Murphy, Don José hat Ihre Hilfe abgelehnt. Er glaubt nicht daran, daß Sie Silvana wirklich lieben."

„Das hat er allerdings deutlich genug zu verstehen gegeben."

Die Stimme des Paters wurde wärmer.

„Aber ich glaube daran, Mister Murphy. Deshalb nehme ich Ihre Hilfe an."

Die beiden Männer sahen sich fest in die Augen.

„Wir haben dem Häuptling der Leguas ein Ultimatum gestellt", berichtete der Pater weiter. „Es läuft morgen früh um zehn Uhr ab. Wir haben bis dahin von Jyatuma die Erklärung verlangt, daß er Silvana unangetastet freigibt. Lehnt er das ab, bedeutet es Kampf."

Noch einen Augenblick zögerte er. Bennet spürte, daß der Pater ihm in diesem Kampf um Silvanas Schicksal eine entscheidende Rolle zuweisen wollte.

„Bis zum Einbruch der Dunkelheit werden Sie mit Ihren Booten den ‚See der tausend Krokodile' erreicht haben. Sie müssen dann den Aufgang des Mondes abwarten. Genügen Ihnen und Ihren Herren für die Untersuchung des Wracks etwa 10 Stunden?"

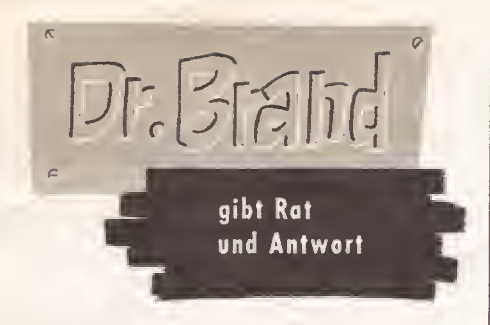
Und dann kam die entscheidende Frage:

„Können Sie morgen um 10 Uhr, also genau zu dem Zeitpunkt, an dem das Ultimatum abläuft, die Sprengung vollziehen? Ich könnte mir vorstellen, daß diese Detonation für die Leguas eine wirkungsvolle Untermalung der Lage darstellte. Und wären Sie bereit, unmittelbar nach der Explosion mit Ihrem Hubschrauber bei den Leguas zu landen und Silvana zu befreien?"

Pater Antonio wartete die Antwort nicht ab.

„Ich verlange viel von Ihnen; Sie setzen dabei Ihr Leben aufs Spiel. Aber wenn Ihnen dieser Husarenritt gelingt, dann ist nicht nur Silvana gerettet, sondern Sie verhindern auch ein grauenhaftes Blutvergießen zwischen den beiden Indianerstämmen..."

Natürlich ist Bennet bereit, das Wagnis auf sich zu nehmen. Aber das Schicksal durchkreuzt seinen Rettungsplan. Während er sich mit seinen Leuten durch den Dschungel kämpft, wird sich im Lager der Leguas vor Silvanas Augen Grauenvolles abspielen.



Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten“ zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand.

Eine Chance auch für das Herz

Ich lebe als einziges Kind mit meinen Eltern in einem winzigen Dorf. Für sie war ich und bin ich alles seit eh und je. Ich war nie von Hause fort und habe von Jugend auf im elterlichen Geschäft mithelfen müssen, da Papa lange im Krieg war. Daher ist es wohl auch gekommen, daß ich jetzt schon sehr viele Pflichten und eine große Verantwortung habe. Man hält mich allgemein für tüchtig.

Ich selber wünsche keinerlei Veränderung. Mir genügt es, wenn ich meine Arbeit habe und als sicheren Halt meine Eltern. Mir fehlt fast jeder Kontakt zu anderen Menschen oder vielmehr zum anderen Geschlecht. Immer wieder schrecke ich vor einer Verbindung zurück, wenn ich mir vorstelle, mein Mann werde nicht so wie mein Vater sein.

Ich habe schon manchmal Mädchen beneidet, die sich ganz einfach in Männer verlieben und die sich durch nichts daran hindern lassen, zu lieben . . .

Meine Liebe, in Ihrem Herzen sieht es ganz anders aus als in Ihrem — Kopf. Sie wünschen angeblich keine Veränderung der Verhältnisse; aber — wenn Sie den letzten Teil Ihres Briefes noch einmal lesen, dann müssen Sie sich sagen, daß es nicht so ist.

Auch Sie — wie jedes natürlich empfindende Mädchen — drängt es zum natürlichsten „Beruf“ einer Frau, zum Mutterberuf. Bei Licht besehen, ist alles andere nur ein durch die Verhältnisse bedingtes Sichabfinden, wobei Sie diese Situation vorerst noch nicht als Druck, Belastung oder Verzicht empfinden. Das aber kann kommen, wenn Ihre Eltern — altersbedingt — nicht mehr so recht mitmachen können und Sie für alles tatsächlich alleinverantwortlich sind. Dann werden Sie es vielleicht bedauern, allein geblieben zu sein.

Ich meine, Sie müßten einmal — 'raus. Nicht etwa, um unbedingt zu einem Mann zu kommen, sondern überhaupt — 'raus. Ortswechsel, Raumwechsel, das alles haben Sie nie gekannt. So ist Ihre Welt und Ihr Blick eng und klein geblieben. Und so hat auch Ihr Herz keine Chance gehabt. Mißverstehen Sie mich nicht, Sie sollen nicht für immer von Hause weg. Aber — einmal von Hause weg! Dann findet sich auch alles andere.

Um Kopf



1909 — das ist das Jahr, in dem unsere Serie spielt. Wir sind im Herzen von Wien, in der Innenstadt, in der Kärntner Straße. Es sind nur ein paar Schritte bis zum Stephansdom. Zum Straßenbild gehören die eleganten Offiziere, die schönen Frauen, die Fiaker mit dem alles überragenden Zylinder . . . Ein heiteres und friedliches Bild. Plötzlich fällt ein tiefer Schatten darüber. Wer war es, der dieses beispiellose Giftattentat auf zwölf junge Offiziere des Generalstabes ausgesonnen hat? Eine ausländische Macht? Anarchisten? Ein Wahnsinniger? Oder gar ein österreichischer Offizier selbst?

Zyankali für den Generalstab

Die Geschichte eines Kriminalfalles, der Österreichs Monarchie zu erschüttern drohte · Berichtet von Dr. W. Gerteis

Zu den klassischen Kriminalfällen, die im Gedächtnis der Menschen unvergeßlich geblieben sind, gehören die rätselhaften Giftbriefe, die im November 1909 an zwölf Offiziere des österreichischen Generalstabes geschickt wurden. Die Affäre begann damit, daß der Hauptmann Richard Mader in seiner Wiener Wohnung vergiftet aufgefunden wurde. Er hatte von einem fingierten Absender eine Warenprobe erhalten, zwei Oblatenkapseln, die angeblich ein Nervenstärkungsmittel enthielten. In Wirklichkeit bargen sie eine Überdosis Zyankali. An alle Garnisonen der Monarchie ergingen Warnungen. Es meideten sich daraufhin elf Offiziere, die gleichfalls solche Giftsendungen erhalten hatten. Regierungsrat Stukart, Leiter der Wiener Kriminalpolizei, hat sich bereits eine Theorie über den unheimlichen Absender gebildet. Sie wird durch die Recherchen erschüttert . . .

Was ich Ihnen jetzt verraten werde, lieber Stukart, wird Sie wahrscheinlich nicht überraschen; der alte Herr in Schönbrunn hat befohlen, ihn täglich über den Verlauf unserer Recherchen zu unterrichten. Etwas Ähnliches soll auch der Thronfolger, der Franz Ferdinand, geäußert haben. Der Kaiser soll außerdem dem Generalstabschef, Conrad von Hötzendorff, bestellt haben, er hoffe, daß das Attentat auf die jungen Offiziere rasch und mit voller Offenheit geklärt werde. Ich hab's aus erster Hand. Wir wissen also, was auf dem Spiel steht..."

Der Polizeipräsident von Wien, Karl Freiherr von Brzesowsky, spielt nervös mit seinem Kneifer und setzt ihn dann schwungvoll aufs Nasenbein zurück. Regierungsrat Stukart, Leiter des Sicherheitsbüros, macht den Eindruck eines Mannes, der spät aus den Kleidern gekommen ist.

„Ich bin mir darüber ganz im klaren, Herr Baron", sagt er. „Und ich muß Ihnen gestehen: daß der Kaiser selbst volle Offenheit wünscht, ist für mich sehr beruhigend... Zur Zeit machen wir in ganz Wien ein halbes Dutzend große Recherchen gleichzeitig. Alle meine Polizeiagenten und Kommissäre sind unterwegs. Aber, bitte, für Indagationen solch großen Stiles reicht das Sicherheitsbureau einfach nicht aus..."

(Indagationen nennt man in Wien kriminalistische Recherchen, was dem Bedürfnis des Wieners nach ausgefallenen Fremdwörtern entgegenkommt).

„Ich weiß, ich weiß", unterbricht ihn der andere, „ich habe bereits mit den Polizeidirektionen in den Landeshauptstädten telefonieren lassen. Sie können dort jederzeit weitere Kriminalbeamte anfordern. Bitte berufen Sie sich dabei ausdrücklich auf mich. Wir müssen ganz rasch Erfolg haben. Man ist über das ungeheuerliche Massenattentat auf den Generalstab aufs höchste beunruhigt. In der Bevölkerung ...na, bitte, ich will nicht gerade von einer Panik sprechen, aber es zirkulieren die wildesten Gerüchte. Und wir tappen ganz im Dunkeln."

„Vielleicht nicht ganz, Herr Baron. Es gibt da einige interessante Hinweise. Aber zunächst einmal: was wissen wir wirklich über den Täter?"

Regierungsrat Stukart öffnet vorsichtig eine Blechschachtel, die er vor sich hingestellt hat und entnimmt ihr einen Briefumschlag, ein Blatt Papier und ein

und Kragen

kleines Schächtelchen. Er legt die Dinge auf den Schreibtisch. Er sagt:

„Das ist einer der Giftbriefe, die der Attentäter verschickt hat. Alle Sendungen gleichen einander wie ein Ei dem anderen. Zunächst – das Kuvert. Es ist blaugrau, von einfacher Qualität, ein gewöhnliches Geschäftsformat. Alle Umschläge sind ordnungsgemäß mit einer Zehnhellermarke frankiert. Sie tragen alle in violetter Rundschrift hektografiert die Worte:

Hochwohlgeboren
Herrn ...
k. u. k. Hauptmann im Generalstab,
Wien

Der jeweilige Name ist mit schwarzer Tinte ausgefüllt. Die Steilschrift ist wahrscheinlich verstellt.

Alle Briefe wurden gleichzeitig aufgegeben, und zwar im Bereich des Postamtes Wien 59, Mariahilf, Mittelgasse. Alle Briefe tragen den Poststempel Wien Amt 6/1, Mittelgasse, 14. XI. 09 – 8 Uhr früh. Das war also am letzten Sonntag, und zwar müssen nach unseren Feststellungen die Briefe zwischen 1/2 6 und 8 Uhr morgens in einen Briefkasten des VI. Bezirkes, Mariahilf, geworfen worden sein.

Nun zum Inhalt der Umschläge: der Begleitbrief ist gleichfalls hektografiert, mit violetter Tinte. Er trägt oben den Vermerk: discret. Links in der Ecke steht: Charles Francis, Wien 6/4, Postfach. Das ist das Postamt in der Kopernikusstraße. Es gibt dort natürlich kein Postfach Charles Francis. Wir haben festgestellt, daß in ganz Wien nur ein einziger Mensch lebt, der Charles Francis heißt. Das ist der amerikanische Botschafter. Ich glaube, der scheidet wohl aus."

„Aber vielleicht steckt in dieser Tatsache ein wichtiger Hinweis auf den Täter?"

„Vielleicht. Ich glaub's allerdings nicht. Bitte, wir werden das natürlich im Auge behalten. Aber die Namensgleichheit kann auch ein Zufall sein. Der Begleitbrief spricht zunächst davon, daß die sexuelle Nervenschwäche des Mannes eine Krankheit des neuen Jahrhunderts sei, und weiter von einer Arbeit erster ärztlicher Kapazitäten, die endlich ein Mittel hiergegen gefunden hätten. Der Absender erlaube sich, eine Probesendung gratis beizulegen. Es ist schon ein teuflischer Spaß des Giftmörders, daß er hinzufügt: ‚Wirkung verblüffend! Ohne Schädigung der Gesundheit!'"

„Klingt beinahe nach einem kranken Hirn – was meinen Sie?"

„Die ganze Geschichte klingt danach. Na ja, kann man einen Massenmörder wohl überhaupt normal nennen? Ja, und dann heißt es in dem Brief weiter, die Pillen sollten bald in Gebrauch genommen werden, da ihr Inhalt an der Luft leicht verderbe. Ich darf erwähnen, daß Zyankali an der Luft sich tatsächlich bald zersetzt. Und dann noch der Schlußsatz: ‚Urteilen Sie selbst, das wird unsere beste Reclame sein!' Reklame ist mit c statt mit k geschrieben; ebenso das Wort diskret am Kopf des Briefes."

Stukart reicht dem Polizeipräsidenten das Blatt über den Schreibtisch: „Vielleicht hilft uns das zur gegebenen Zeit weiter – wenn es inzwischen die Zeitungen nicht in alle Welt hinausposaunen und der Mörder lernt, wie man die Worte schreibt. Die Schrift sind lateinische Druckbuchstaben, und zwar handelt es sich um eine sogenannte Croquisschrift. Ich möchte besonders darauf hinweisen, daß diese Schrift auf unseren Offiziersschulen bei kartographischen Arbeiten gelehrt wird."

Stukart macht eine kleine Pause und fährt dann fort:

Um Kopf und Kragen



500 Menschen verbrannten. **Am Schottenring lag das Wiener Polizeipräsidium. Unweit hiervon ereignete sich 1881 eine der gräßlichsten Brandkatastrophen. Das Ringtheater ging in Flammen auf. Eine riesige Menschenmenge umstand das Gebäude. Man sah nur noch einzelne aus den Fenstern und den Balkonen springen und die Polizei meldete, daß alle gerettet seien. In Wirklichkeit verbrannten und erstickten fast 500 Menschen in dem Haus, dessen Türen sich nicht mehr öffnen ließen. Das andere Bild zeigt den Freiherrn von Brzesowsky, der zur Zeit des Massenattentates auf den österreichischen Generalstab Polizeipräsident von Wien war.**

„Und nun zu der Schachtel. Sie besteht aus brauner Pappe mit Maserung. Sie ist 3½ Zentimeter lang und 2 Zentimeter breit. Sie hat also etwa die Größe einer Streichholzschachtel. Sie ist mit rosa Seidenpapier überklebt. In der Schachtel liegen zwei Oblaten, ungefähr so groß wie ein Zweihellerstück. Sie sind mit Kapselmaschinen hergestellt worden, wie sie in allen Apotheken und Drogerien vorhanden sind. Jede Oblate enthält reines pulverisiertes Zyankali, etwa ein Zehntel Gramm, eine absolut tötliche Menge…"

Die Stecknadel im Heuhaufen

Die beiden Männer starren einige Augenblicke auf die beiden schrecklichen Oblaten in der Schachtel. Wenn sie einer von beiden jetzt hinunterschlucken würde, dann wäre er in zwanzig Sekunden nicht mehr unter den Lebenden. Dann sagt Stukart:

„Zyankali wird, wie Sie wissen, Herr Baron, von den Apothekern nur gegen Giftscheine ausgegeben. Die Giftscheine werden von den Bezirksämtern ausgestellt. Interessenten für Zyankali sind vor allem Gold- und Silberarbeiter, Chemiker, Drogisten und, was besonders wichtig ist, Fotografen, auch Amateurfotografen. Sie brauchen es für die Fixierung des Positivs auf den Platten. Seit der Einführung der Trockenplatten hat sich das zwar geändert, aber es gelangt auf diesem Wege immer noch Zyankali an Privatpersonen…"

„Sagen Sie", unterbricht ihn Herr von Brzesowsky, „da fällt mir etwas ein! Da gibt's doch diese neumodische Sache mit den Fingerabdrücken. Jeder Mensch soll ja andere haben. Man erzählt sich wahre Wunderdinge von dieser – na, wie heißt sie – ch, Daktyloskopie. Haben Sie daran gedacht?"

„Ja, aber wir haben leider nur ganz verschwommene Fingerabdrücke feststellen können. Die Giftbriefe sind inzwischen durch viele Hände gegangen. Das wird uns nicht viel helfen. Wir müssen uns auf unsere alten Methoden verlassen, und die heißen: möglichst viele Leute befragen – Indagation, Recherchen!"

Stukart beginnt an den Fingern seiner Hand aufzuzählen:

„Meine Agenten unternehmen zur Zeit in ganz Wien gleichzeitig ein halbes Dutzend Recherchen. 1. Sie überprüfen in allen Apotheken die Käufer von Zyankali. 2. Sie erkundigen sich dort und außerdem in allen Drogerien nach Interessenten für Oblatenkapseln. 3. Sie fahnden in allen Papier- und Pappekonfektionen nach den Herstellern des Briefpapiers, der Briefumschläge und der Pappschachteln. 4. Sie fragen in den Fachgeschäften nach Käufern von Hektographiermaterial. 5. Sie verhören alle Postbeamten im Bezirk Mariahilf, und 6. sie forschen in demselben Bezirk nach Zeugen, die am Sonntag zwischen ½6 und 8 Uhr morgens jemanden eine größere Briefsendung in einen Briefkasten stecken sahen. Ich fürchte, meine Agenten sind bald am Ende ihrer Kräfte! Suchen Sie 'mal in einem riesigen Heuhaufen wie Wien nach einer Stecknadel! Und dabei fehlt noch die wichtigste Untersuchung!"

„Und die wäre? Was meinen Sie damit?"

„Es handelt sich um eine Untersuchung, die wir von uns aus leider gar nicht vornehmen können. Dazu brauchen wir die Genehmigung des Kriegsministeriums. Es handelt sich um Recherchen in jenem Kreise, in dem nach meiner Ansicht der Täter verborgen ist."

„Ach, interessant! Und wo wäre das?"

„Im Kreise der Präterierten, Herr Baron! Bei den abgelehnten Offizieren! Bei jenen Offizieren, die zwar die Kriegsschule besucht haben und auch dem Generalstab zur vorläufigen Dienstleistung zugeteilt wurden, die aber dann nicht endgültig zum Generalstab einberufen wurden…"

„Das wäre ein einzigartiges Verbrechen!"

Polizeipräsident von Brzesowsky sieht Stukart mit zusammengekniffenen Augen durch seinen Kneifer an und sagt dann, ohne die lange Virginia aus dem Mundwinkel zu nehmen:

„Lieber Stukart, ich will Ihnen etwas verraten – Sie sind nicht der erste und nicht der einzige, der an diese Möglichkeit gedacht hat…"

„Es kann doch gar kein Zufall sein, Herr Baron, daß alle Offiziere, die Giftsendungen erhalten haben, Angehörige des Jahrgangs sind, der 1905 die Kriegsschule absolvierte, und daß sie alle heuer am 1. November als Hauptleute endgültig dem Generalstab zugeteilt wurden!"

„Sie meinen also, daß es sich um den Racheakt eines vielleicht verrückt gewordenen Präterierten handelt?"

„Nein – das meine ich nicht", sagt Stukart gedehnt, „ich glaube vielmehr, daß es sich um einen zurückgesetzten Offizier handelt, der auf diese Weise doch noch in den Generalstab zu kommen hofft."

Jetzt nimmt der Polizeipräsident doch seine Virginia aus dem Mund:

„Das wäre ja unfaßbar! *Die* Theorie habe ich noch nicht gehört! Sie meinen allen Ernstes, daß ein österreichischer Offizier imstande sei, ein Dutzend Kameraden meuchlings aus dem Hinterhalt zu ermorden, um über ihre Leichen in den Generalstab zu gelangen?"

Stukart nickt schweigend.

Der Polizeipräsident ist aufgestanden:

„Wenn Sie recht haben sollten, mein Lieber, dann erleben wir hier in Wien einen Kriminalfall, wie er in der Geschichte des Verbrechens einzigartig ist. Ein Massenmord aus Strebertum! Und das im österreichischen Offizierskorps!"

Er bleibt vor Stukart stehen: „Haben Sie sich schon erkundigt, wieviel Offiziere zu den Präterierten des Kriegsschuljahrganges 1905 gehören?"

„Ja. Der Jahrgang 1905 der Kriegsschule umfaßte 128 Offiziere. Davon wurden 65 dem Generalstab vorläufig zugeteilt. Bei der Beförderung vor drei Wochen (1. November 1909) wurden davon 19 endgültig in den Generalstab berufen und zu Hauptleuten befördert. 46 Offiziere, die mit in der engeren Wahl waren, schieden also endgültig aus und rückten zur Truppe ein."

„Und Sie wollen bei allen diesen 46 Offizieren Haussuchungen vornehmen lassen und ihr Alibi für Sonntag früh klären?"

„Ja."

Herr von Brzesowsky blickt einen Augenblick lang nachdenklich zu Boden. Dann nickt er Stukart zu:

„Schön! Meinetwegen! Ich werde Ihnen die Genehmigung vom Kriegsministerium besorgen. Ich kann mich dabei auf den Wunsch des Kaisers berufen."

*

Das Kriegsministerium gibt die Genehmigung. Und setzt zugleich für die Ergreifung des oder der Täter eine Belohnung von 2000 Kronen aus.

An der Untersuchung nehmen jetzt auch zwei Generalstabsoffiziere teil. Wir werden beiden Offizieren bald begegnen. Der eine ist der Chef des Direktionsbüros im Generalstab, Oberst Kutschera. Der andere ist ein Hauptmann Moll. Er ist einer der zwölf Offiziere, die einen Zyankalibrief bekamen.

Man nimmt Haussuchungen bei den 46 Offizieren vor, die nicht endgültig in den Generalstab berufen wurden. In Wien geschieht es einigermaßen ernsthaft, in der Provinz macht man es lax, mit der linken Hand. Man betrachtet es als eine reine Formsache. Die Haussuchungen enden ergebnislos.

Auch alle anderen Recherchen verlaufen im Sande. Die Umschläge und das Briefpapier wurden von einer Wiener Fabrik früher massenhaft hergestellt, seit zwei Jahren aber nicht mehr. Auch der Hersteller der Schachteln wird gefunden, es ist eine Firma im Bezirk Favoriten. Aber auch hier handelt es sich um ein älteres Fabrikat, das nicht mehr hergestellt wird.

Die wahrscheinliche Herkunft des Namens Charles Francis wird ermittelt, und zwar durch einen Hinweis der englischen Botschaft. Charles Francis heißt eine bedeutende Apothekerfirma in London, die auch nach Österreich liefert; sie hat mit den Giftbriefen nichts zu tun.

Niemand unter den Zyankalikäufern erweist sich als verdächtig. Niemand hat gesehen, wie Sonntag früh ein Mann (oder eine Frau) zwölf dicke Briefe in einen Briefkasten des 6. Bezirkes warf.

Heimlich läßt sich Stukart Schriftproben von allen Angehörigen des Kriegsschuljahrganges 1905 besorgen. Aber die Croquis-Schrift, die Landkartenschrift, wird von vielen Offizieren sehr ähnlich geschrieben. Sie ist eine militärische Schrift, so wie es einen militärischen Gang und eine militärische Haltung gibt.

Dann geschieht etwas, was die schöne Theorie von Stukart über den Haufen zu werfen droht.

Agent Pospischil findet einen Toten

„Na, und wer ist denn jetzt an der Reihe?"

Müde und abgespannt schaut Regierungsrat Stukart auf eine Liste mit Namen. Etliche von ihnen sind bereits abgehakt. Es sind junge Offiziere, die einmal vorläufig zum Generalstab einberufen waren. Der Kriminalist hofft, von ihnen etwas über die Hintergründe des Massenattentates zu erfahren. Aber die Unterhaltungen verliefen bis jetzt ergebnislos – genauso ergebnislos wie alle anderen Recherchen. Man steht vor einer Wand.

„Aha, Hauptmann Peters, geboren 1878, die Kriegsschule mit Erfolg absolviert, 1906 bis 1908 zur Verfügung des Generalstabes, dann versetzt zum Kriegsarchiv – eigentlich müßte der Herr Hauptmann längst da sein! Pospischil! Nehmen Sie einen Einspänner, fahren Sie zu Hauptmann Peters und schauen's nach, wo er bleibt!"

Polizeiagent Pospischil steigt in einen „Komfortablen", wie sie in Wien den Einspänner nennen, und fährt los. Er kennt die Adresse. Er hat gestern noch beim Hausmeister Erkundigungen über den Herrn Hauptmann eingezogen. Und auch auf dem Hauptzollamt hat man sich inzwischen erkundigt, ob Hauptmann Peters jemals Sendungen der Londoner Firma Charles Francis erhalten hat. So eine mühsame Kleinarbeit ist das alles…

Vierzig Minuten später steht Polizeiagent Pospischil mit gerötetem Gesicht vor seinem Chef:

„Bitt' schön, Herr Regierungsrat, der Herr Hauptmann Peters ist tot. Er hat sich erschossen. Als ich hinkam, holten sie gerade den Doktor…"

Man findet ein paar Aufzeichnungen des Toten:

„*Man forscht mir nach. Ich weiß es. Die Vorstellung ist mir unerträglich. Ich habe mit der Giftmordaffäre nichts zu tun. Das versichere ich auf meine Ehre. Ich bitte, meine Kameraden davon zu verständigen. Ich bitte sie um Entschuldigung, daß ich ihnen durch meinen Selbstmord Unannehmlichkeiten bereite…*"

Der Selbstmord bleibt ungeklärt. Stukart findet in der Wohnung von Peters nichts, was diesen belasten könnte. Seine Kameraden schütteln nur den Kopf.

War er doch der Täter? Erschoß er sich, als er glaubte, das Spiel sei aus? Dann wäre Stukarts ganze Theorie beim Teufel. Denn Hauptmann Peters war kein Anwärter mehr für den Generalstab. Mit der Versetzung ins Kriegsarchiv hatte man ihn endgültig auf das tote Geleis abgeschoben.

Nein! Peters kann einfach nicht der Täter gewesen sein. So sagt sich Stukart. Das alte: Cui bono? Wer hat den Nutzen von der Tat? Diesen Mann muß Stukart finden!

„Aussehen tut er wie ein Engländer!"

Es gibt eine neue Sensation: Jemand hat den Täter gesehen! Er hat offenbar die Briefe nicht, wie man bisher annahm, in einen Briefkasten gesteckt, sondern sie an einem Postschalter abgegeben!

Die Postmanipulantin Anna Posselt

ist die wichtige Zeugin. Sie hatte an dem fraglichen Sonntag, dem 14. November, im Postamt in der Mittelgasse, 6. Bezirk, Schalterdienst. Kurz nach 8 Uhr, als der Rollbalken an der Tür hochgeschoben worden war, betrat ein Herr das sonst noch leere Postamt.

„Er war nett gekleidet", so schildert ihn Anna Posselt mit erregter Stimme, „mittleres Alter, schlank und hübsch, blond, mit dichtem Haar, aristokratische Nase (was immer Fräulein Posselt sich auch darunter vorstellen mag), blasses Gesicht und blaue Augen. Er trug einen drapfarbigen Überzieher und Gamaschen. Sein blonder Schnurrbart war auffallend geziert und gedrechselt. Ja, er kann falsch gewesen sein. Der Herr trug einen Stoß blaugrauer Briefe in der Hand."

Damit trat er an den Schalter. Fräulein Posselt sagte zu ihm: „Werfen Sie die Briefe doch in den Kasten." Der Herr: „Sie sind zu dick, die Einlage könnte Schaden nehmen." Er drehte sich um und ging zum Manipuliertisch.

Dort stand, so schildert es Fräulein Posselt weiter, der Amtsdiener Born und sagte: „Was bringen's denn da für einen Haufen?" Der Herr antwortete: „Es sind ja nur ein paar Stück." Er legte die Briefe auf den Manipuliertisch und ging. Fräulein Posselt fragte den Amtsdiener Born: „Was ist denn das für ein Sportsmann mit seinen Gamaschen?" Amtsdiener Born: „Aussehen tut er wie ein Engländer. Na, die Briefe gehen ja alle an Offiziere!"

Neue Überraschung. Amtsdiener Born wird vernommen. Jawohl, er hat an dem Vormittag Dienst gehabt. Aber er erinnert sich an nichts mehr!

Hat das aufgeregte Fräulein Posselt alles zusammenphantasiert? Oder hat Amtsdiener Born Angst, weil er den fremden Herrn an den Manipuliertisch heranließ? Beide bleiben eisern bei ihrer Aussage...

Ein neues Zwischenspiel. Es beschert Stukart eine schlaflose Nacht. Aus Stanislau in Galizien läuft die Meldung ein, daß dort nicht nur *ein* Offizier, wie ursprünglich gemeldet, einen Zyankalibrief bekommen habe, sondern auch noch ein zweiter. Und dieser Offizier ist Kriegsschuljahrgang 1907. Aus! Die Theorie Stukarts, daß der Täter unter den ausgeschiedenen Offizieren des Kriegsschuljahrganges 1905 zu suchen sein müsse, stürzt zusammen.

Am nächsten Morgen liegt auf seinem Schreibtisch die Richtigstellung: Gestrige Meldung Irrtum, es gibt in Stanislau nur einen Offizier, der Giftsendung bekam, Jahrgang 1905.

„Hauptmann Moll hat was entdeckt!"

Erleichtert schlürft Regierungsrat Stukart seinen heißen Schwarzen. Er hat jetzt nicht einmal mehr Zeit für den kleinen täglichen Sprung hinüber in sein Stammcafé.

Seine Theorie ist gerettet! Aber das ist auch alles. Die Kunde ist bis zu ihm gedrungen, daß der alte Kaiser gestern schweigend den Kopf schüttelte und sich stumm abwandte, als man ihm berichtet, der Schreiber der Giftbriefe sei noch immer nicht entdeckt. Ein bedenkliches Zeichen!

Das Telefon klingelt. Stukart hängt den Hörer ab. Aus der Muschel tönt die joviale Stimme des Obersten Kutschera vom Direktionsbüro im Generalstab:

„Grüß Gott, lieber Herr Stukart! Sie, ich glaub' ich hab' was für Sie! Der Hauptmann Moll, der neben mir steht, hat was entdeckt. Interessant, bestimmt! Aber dazu müßten's freundlicherweise schon zu uns ins Kriegsministerium kommen. Hätten's jetzt Zeit?"

„Ja, ich komme."

Während Stukart in den Mantel schlüpft, denkt er bei sich: Na, was wird das jetzt schon wieder sein...

(Fortsetzung folgt)







Der Ritterkreuzträger

Ein Zeitroman um Macht und Liebe – Von Joachim Lehnhoff

Knut starrte Brigitte an. Sein einziger Gedanke war:

In einer halben Stunde kommt Olivia – das gibt ein Unglück!

Er merkte gar nicht, daß Brigittes Lächeln weich war wie nie zuvor.

Mit der linken Hand zog sie sich das rote Kopftuch vom Haar, schüttelte die langen blonden Wellen, rutschte dann zur rechten Seite des Cabriolets und stieß die Tür auf. Sie trug einen Rock von modischer Kürze, letztes Pariser Modell. Ihre schlanken, hauchdünn bestrumpften Beine kamen voll zur Geltung.

„Was verschafft mir das Vergnügen?" fragte er eisig.

„Warum dieser Ton?"

Er zuckte mit den Schultern:

„Weil mich die Erfahrung gelehrt hat, daß solche Auftritte bei dir hochdramatische Szenen einleiten. Und mit Dramatik bin ich durch die letzten Wochen und Monate genügend versorgt."

Sie überhörte die Spitze.

„Darum bin ich ja hier", sagte sie und blickte sich um. „Das ist ja schon wieder fast in Ordnung." Sie deutete auf das Dach. „In Hachfeld-Ostrup hieß es, das Jagdhaus sei vom Erdboden verschwunden..."

„Leider nicht. Du wärest sonst der Sorge um meinen rechtzeitigen Auszug enthoben."

„Ich habe nie einen Termin genannt, an dem du ausziehen sollst. Ich habe mich lediglich dem Rat meines Anwalts angeschlossen, der behauptet, ein solches Objekt lasse sich am besten im Frühjahr verkaufen. Du bist doch selber Geschäftsmann – würdest du raten, bis zum Herbst damit zu warten?"

„Natürlich nicht."

Sie kam auf ihn zu und berührte ihn kurz am Arm:

„Warum bist du so häßlich zu mir, Knut? Ich habe dir nichts getan. Du hast die Scheidung gewünscht, und ich habe mich deinem Wunsch gefügt. Was hast du mehr erwartet?"

Er sah sie an. Sie ging zum Sitzplatz an den Douglas-Tannen hinüber. Er folgte ihr langsam.

„Hier hat Mama immer so gern gesessen", sagte sie und zupfte an den jungen, hellgrünen Nadeln. „Wir haben sie jetzt in eine Klinik einliefern müssen. Sie hat nächtelang geschrien – nach allen möglichen Leuten."

Brigitte ließ den Tannenzweig los, trat an das Gatter und schaute über die Wiese auf den kaum wahrnehmbaren Pfad, der zum See führte. Sie legte die Hände um die schräg zugesägten Holzlatten und sagte versonnen:

„Ich wünsche jeder Frau, die dort entlanggeht, daß sie so glücklich ist wie ich damals..."

Langsam glitten ihre Daumen an der grauverwitterten, porigen Schnittfläche der Latten auf und ab.

Plötzlich ließ sie den Zaun los und drehte sich um:

„Hast du mich geliebt, Knut?"

Er merkte: irgend etwas mußte passiert sein. Ihr Wesen hatte sich erstaunlich verändert. Doch es war zu spät; jedes Gefühl für sie war in ihm abgestorben. Sie war eine Fremde.

Ihre langen roten Fingernägel krallten sich in seine Jackenärmel.

„Du hast mich doch geliebt!"

Es kam atemlos, gehetzt.

„Damals hättest du fragen müssen", sagte er kalt. Er war nur noch darauf bedacht, sie so schnell wie möglich loszuwerden. „Aber da war dir das nicht so wichtig."

Ihre Lider senkten sich.

„Wie gemein du sein kannst..."

Er zuckte mit den Schultern.

„Ich möchte mich ein bißchen frisch machen", sagte sie unvermittelt sachlich.

„Du weißt ja Bescheid..."

Sie ging über den Rasen davon. Mehr denn je erinnerte sie Knut an eine Tigerin.

Ohne daß es ihm richtig bewußt wurde, setzte er sich in Bewegung, langsam erst, dann immer schneller. Er mußte hinter Brigittes Absichten kommen, bevor Olivia da war. Sonst gab es eine Katastrophe.

Brigitte war in der Badewanne.

„Was soll das?" fragte er wütend.

„Habe ich nicht dasselbe Recht wie du, das Badezimmer zu benutzen?"

„Was willst du eigentlich?" fragte er grob.

Statt einer Antwort hob sie die Arme aus dem Wasser und nestelte an ihrem aus einem blendend weißen Frottiertuch geschlungenen Turban. Knut merkte, daß sie fortsetzen wollte, was sie draußen am Zaun mit Erinnerungen begann.

„Du bist verrückt", sagte er kopfschüttelnd und drehte sich um.

„Durchaus nicht..."

Etwas in ihrer Stimme veranlaßte ihn, stehen zu bleiben und sich umzudrehen. Sie hatte sich zurückgelehnt und plätscherte mit den Füßen. Sie war schön.

„Ich habe die Scheidung nicht gewollt", sagte sie. „Und es gibt nichts, was mich daran hindern könnte, dich ein zweites Mal zu heiraten. Du wärest nicht der erste, Knut, der seinen Irrtum bereut... Olivia mag dich mit der großen, Meere überwindenden, nie vergessenen Liebe locken. Was mich betrifft – ich erinnere dich ganz bescheiden daran, daß du mit mir glücklich warst."

Er trat an den Rand der Wanne:

„Woher weißt du von Olivia?"

„Das pfeifen doch schon die Spatzen vom Dach..."

„Woher weißt du, daß sie kommt?"

Ihr Lächeln verstärkte sich. Sie genoß ihre Überlegenheit.

„Überall gibt es Frauen, die dich nicht vergessen können. Auch hier. Hättest dich nur umzuschauen brauchen, als du im ‚Goldenen Hahn' mit Olivia telefoniertest. Helga Stirnacker! Erinnerst du dich? Sie dachte, sie sei dir auf einen Seitensprung gekommen. Das liebe Kind konnte ja nicht ahnen, daß uns nur noch dieses Haus hier gemeinsam ist."

Er suchte vergebens nach Worten. Sie bemerkte es mit wachsendem Triumph.

„Warum" – sie blickte mit großen, glitzernden Augen zu ihm hoch – „warum gibst du dir nur solche Mühe, mich loszuwerden? Hast du Angst, du könntest..."

In diesem Moment hörte man draußen einen schweren Wagen auf dem Kiesweg stoppen.

*

Knut traf mit Olivia auf der Freitreppe zusammen und zog sie hastig auf die Terrasse. „Brigitte ist da!"

„Ich hab' schon den Wagen gesehen. Bist du deshalb so aufgeregt? Mein Gott, so gib mir doch erst einmal richtig die Hand!"

„Entschuldige, ich bin wirklich durcheinander. Du wirst es nicht für möglich halten – aber sie liegt in der Badewanne! Ich kann sie nicht vor die Tür setzen, das Haus gehört ihr ebensogut wie mir."

Ein Lächeln huschte über Olivias Gesicht. Knut sollte erst später darauf kommen, was es bedeutete. Im Augenblick dachte er, sie amüsiere sich über die Situation.

„Ich kann daran nichts komisch finden", sagte er ärgerlich. „Und du solltest doch am besten wissen, daß sie voller teuflischer Einfälle steckt."

Olivia ging auf die Anspielung nicht ein.

„Sie ist hier, weil sie wußte, daß du kommen würdest..." Sie sog sekundenlang an der Oberlippe. „Oh", sagte sie und wandte sich zur Haustür. „Komm, wir wollen hineingehen. Wenn die Vorstellung nicht zu vermeiden ist, wollen wir das Publikum wenigstens auf uns drei beschränken."

Es war ein Ton in ihrer Stimme, den er noch nicht kannte. Dennoch – was war mit Entschlossenheit allein gegen Brigitte auszurichten?

In der Diele half er ihr aus dem Mantel. Sie trug ein schwazes Kleid von unauffälliger Eleganz; es hatte halblange Ärmel und nur die Andeutung eines Ausschnitts. Er sah Brigitte vor sich, wie sie sich, die in einer zarten Nylonhaut steckenden Beine voran, aus dem Sportwagen geschoben hatte. Sein Unbehagen wuchs. Die Rollen in diesem Spiel waren allzu ungerecht verteilt.

Er blickte auf die Uhr. Er hätte jetzt wegen des Mittagessens Bescheid geben müssen. Aber er verspürte absolut keine Lust, die Mahlzeit zu dritt einzunehmen.

Er wich mit Olivia in den Wintergarten aus.

„Möchtest du einen Cocktail?" Seine Stimme war spröde, und er mußte sich räuspern.

Aus ihrem Sessel blickte Olivia zu ihm hoch, die Stirn gerunzelt, und am Glanz ihrer Augen merkte er, daß sie ihn weder sah noch ihm zuhörte. Sie horchte nach draußen. Jetzt nahm auch er das Trällern wahr, mit dem Brigitte in ihrem Schlafzimmer auf sich aufmerksam machte. Er mußte tief Luft holen, um nicht loszulaufen und seine ehemalige Frau anzuschreien.

„Cocktail?" wiederholt er. Er sprach unwillkürlich so grob, daß er hoffte, Olivia würde den Ton nicht auf sich beziehen.

Mit einem verwirrten, um Entschuldigung bittenden Lächeln fand sie in die Wirklichkeit zurück. An ihm vorbei musterte sie die Flaschen. „Einen Sektcocktail, wenn du hast..."

„Gern. Nur muß ich dafür erst Sekt besorgen."

„Ich wäre dir dankbar."

Wie eingefroren saß das Lächeln um ihren schönen Mund. Knut dachte: Sie hat Angst vor diesem Weibsteufel, der die Nervenkraft besitzt, vor seinem großen Auftritt noch zu singen! Er nahm den Hörer des Haustelefons ab. Niemand meldete sich. Ungeduldig tippte er auf die Gabel.

„Geh doch rasch selber", schlug Olivia vor.

Im Keller fiel ihm ein, wieviel einfacher alles gewesen wäre, hätte er Olivia schon beim ersten Besuch seine Liebe erklären können. Panische Furcht überfiel ihn. Möglicherweise hatte Brigitte in der Zwischenzeit schon den Angriff eröffnet. Er riß zwei Flaschen aus ihren Tonröhren, stürmte die Kellertreppe hinauf und durch den Küchenkorridor in die Diele.

Die gläsernen Flügeltüren des Wintergartens standen offen. Olivia war weg.

Er stellte hastig die Flaschen ab. Für ein paar Sekunden war es still im Haus.

Dann hörte er Brigitte sprechen. Olivia antwortete... Sie waren beide in Brigittes Zimmer!

Jetzt ging ihm auf, weshalb Olivia ausgerechnet um einen Sektcocktail gebeten hatte.

*

„Es ist besser, du verzichtest auf deinen Plan", hörte er sie sagen. „Auch jemanden mit weniger Stolz, als du ihn hast, würde die Erkenntnis kränken, einen Weg von einhundertachtzig Kilometern umsonst gemacht zu haben."

„Es wird sich ja herausstellen, wer umsonst gekommen ist!" erwiderte Brigitte spitz.

„O nein", sagte Olivia kühl, „es wird nicht, es ist schon geschehen. Es hat mich Überwindung gekostet – aber ich wollte dich vor dem Irrtum bewahren, daß ich mich für eine Art von Miß-Wahl hergeben würde."

„Fürchtest du die Konkurrenz?"

„Ich fürchte nichts anderes, als deinen Hochmut zerbrechen zu sehen, Brigitte. Ich will nur den Mann, den ich liebe – nicht aber Rache für das, was du mir vor neun Jahren angetan hast."

Brigitte lachte nur. Olivia fuhr unbeeindruckt fort:

„Sei also nicht töricht. Iß mit uns und benimm dich nett und vernünftig. Wenn dir das zu schwer fällt, dann mußt du nach Hause fahren."

„Spiel nicht die Gouvernante, Olivia. Ich weiß selber, was ich zu tun habe. Warum fährst *du* nicht?"

„Ich verstehe dich nicht", sagte Olivia. „Nehmen wir einmal an, ich führe wirklich. Meinst du denn im Ernst – daß dann Knut bei dir bliebe?"

„Raus!" schrie Brigitte auf. Ihr Schrei ging in ein Keuchen über. „Scher dich aus diesem Hause! Es ist meins! Raus... Raus!"

Etwas polterte zu Boden, vielleicht ein Flakon, oder auch der Hocker vor dem Frisiertischchen. Knut überlegte nicht lange. Er rannte zur Tür, wollte eingreifen.

Es war nicht mehr nötig.

Er hörte Olivia sagen, so ruhig und beherrscht, wie es wohl gerade noch ihr Bruder Ludwig fertigbekommen hätte:

„Ich wollte nicht unfair sein. Ich wollte, daß wir uns auf anständige Art einig werden. Aber jetzt bitte ich dich, sofort das Haus zu verlassen!"

„Du...? Du willst mich hinauswerfen?" Brigitte lachte, daß sich ihre Stimme überschlug.

Olivia wartete ab, bis es wieder still war.

„Haus und Wald gehören seit vier Tagen mir", sagte sie dann leise und ohne besondere Betonung. In der Schwerelosigkeit des Satzes lag seine tödliche Wirkung.

Selbst Knut wich zurück. Er ging in den Wintergarten und starrte durch das grüne Gewirr im Blumenfenster zum Wald hinüber. Zwischen braunen, noch kaum belaubten Buchen standen dunkle Tannen und leuchtend grüne Birken. Dies alles war also jetzt Olivias...

Du bist ein Narr, dachte er, ein ganz verdammter Narr! Da zerbrichst du dir den Schädel, wie du ihr verheimlichen könntest, daß du sie liebst und redest dir allerhand Motive dafür ein – und was tut sie? Sie geht hin und erhält dir dein Zuhause!

Nicht nur ein Narr bist du, auch ein ganz übler Schwätzer! Nach allem, was du erlebt hast, bist du immer noch nicht frei von den Einflüssen Georg Ahrens'

und seiner Clique. Du hast ihr bitterernste Vorträge darüber gehalten, daß du endlich einmal nichts anderes sein wolltest als Knut Hemstedt – und hast dich zur gleichen Zeit geschämt, ihr mit leeren Händen gegenüberzutreten. Als ob nicht gerade sie die einzige wäre, die nur dich und nichts anderes haben will als dich!

Er lehnte die Stirn an die Scheibe. Wie dumm ein Mann doch sein konnte!

Hinter sich hörte er die Glastür knarren. Olivia stellte sich neben ihn.

„Brigitte wird nicht mit uns essen. Sie fühlt sich nicht wohl und läßt sich entschuldigen."

Wortlos legte er den rechten Arm um ihre Schulter. Er merkte, wie ihr Körper unter seinem Arm schmaler wurde.

„Ich habe jetzt einen Cocktail nötig", sagte sie.

Er brachte die Gläser.

„Willkommen in deinem Haus, Olivia!"

Sie drohte ihm:

„Ein Gentleman horcht nicht!"

„Und eine Dame spricht nicht so laut, daß man es durch die Türen hören kann!"

Plötzlich nahm ihr Gesicht einen spähenden Ausdruck an. Er folgte ihrem Blick und sah ein weißes Sportcoupé auf das Haus zukommen. Es hatte die Nummer HAC – A 7.

„Lang?" entfuhr es ihm. „Das ist doch wohl nicht möglich. Der muß es aber verdammt nötig haben, wenn er sich wegen Brigittes in meine Nähe traut."

„Das will ich meinen", sagte Olivia langsam. „Die Gießerei Lang & Sohn hat am Freitag Konkurs angemeldet."

Hinter ihnen klopfte es. Der Diener trat ein und meldete, daß das Essen angerichtet sei.

„Ja, danke", sagte Knut.

Das Auto hatte sich der Einfahrt bis auf ein paar Meter genähert. Langs Gesicht war noch nicht zu erkennen. Knut wandte sich an den Diener.

„Rufen Sie bitte Frau Hemstedt in ihrem Zimmer an und sagen Sie ihr, sie bekomme Besuch. Ein gewisser Lang sei gekommen..." Er blickte durch die Glastür auf die Tür, durch die es zu Brigittes Zimmern ging. „Augenblick!" hielt er den Diener zurück. „Tun Sie bitte so, als wüßten Frau MacFarland und ich nichts von diesem Besuch..."

Olivia drückte ihm zustimmend die Hand.

*

Sie gingen denselben Waldweg entlang, auf dem sie sich bei Olivias erstem Besuch begegnet waren. Brigitte und Lang waren aus Uphausen verschwunden, während sie beim Mittagessen gesessen hatten. Jetzt war es halb sechs. In der engen Schlucht wurde es schon dämmerig.

Sie sprachen nur wenig.

„Ich kann nicht ewig hier bleiben", sagte Olivia. „Einmal muß ich nach Maracaibo zurück."

„Ja", sagte Knut. „Ja, natürlich."

Zwanzig, dreißig Schritte später sagte sie:

„Es widerstrebt mir, einfach zu verkaufen, was Morris seit seinem achtzehnten Lebensjahr aufgebaut hat. Ich habe es geerbt. Aber es gehört mir nicht. Ich muß es für Kay verwalten."

Er gab keine Antwort. Minutenlang war es still zwischen ihnen.

„Das unerschlossene Areal ist noch einmal so groß wie das, in dem schon Erdöl gepumpt wird. Mr. Ruiz, den du in Havanna kennengelernt hast, hat den Boden untersucht und hält ihn für mindestens ebenso ergiebig."

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

„Er meint, ich soll noch mehr Land dazukaufen. Was rätst du?"

Ihrer Stimme war anzumerken, daß sie sich ihres leicht durchschaubaren Manövers nicht sehr sicher war. Plötzlich, als sei sie das Versteckspiel endgültig leid, sah sie ihn an und fragte rundheraus:

„Kommst du mit mir, Knut?"

„Ich weiß nicht recht", sagte er rauh. „Ich habe hier ein Angebot, aber ich werde nicht darauf eingehen. Vielleicht bekomme ich ein anderes, morgen, in einem Monat, vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht. Ich kann ja nicht umhergehen und fragen: ‚Wollen Sie mich haben?' Ich kann nur sitzen und warten..."

Tief inhalierte er den Rauch seiner Zigarette.

„Ich kann es mir noch gar nicht richtig vorstellen – warten, immer nur warten. Ich komme mir vor wie ein unliebsamer Politiker, den man kaltgestellt hat."

Er machte eine unbeherrschte Bewegung.

„Kaltgestellt!" sagte er mit heller, schneidender Stimme. „Genau das ist es ja, was sie wollen – mich kaltstellen, mich einrosten lassen!"

Er schleuderte die Zigarette weg und trat sie mit einer wütenden Drehung des Schuhs in den nassen Waldboden.

„Olivia! – Ich werde ihnen nicht den Gefallen tun und stillhalten! Ich werde nach Maracaibo gehen. Sofort mit dir! Ich habe lange Zeit gedacht, dieser Weg sei eine feige Flucht ins leichtere Leben. Oh, ich Narr! Was wollte ich denn hier beweisen? Daß ich ohne Ritterkreuz dasselbe wert bin wie mit? Wissen die denn das nicht schon längst? Was ist denn das für eine Aufgabe: Um die Anerkennung der Menschen zu kämpfen, die man verachtet?"

Er beugte sich über Olivia.

„Ich werde nach Maracaibo gehen", flüsterte er. „Und in einem Jahr werde ich wiederkommen und dich abholen..."

Sie sagte nichts.

Ihr Gesicht hob sich aus der satten Dämmerung des Waldes und er sah, wie ihr Mund sich öffnete und lächelte. Erst in dieser Stunde war das Netz, in dem er sich im Sommer 1946 gefangen hatte, endgültig zerrissen.

Das ist es doch, was ich so hassen gelernt habe, dachte er, bevor er sie endlich küßte: Ein Ideal, das hohl ist.

— ENDE —

Gefährlicher Schnee

Fortsetzung unseres Romans von Seite 8

das können Sie mit Ihrem kleinen Hundeverstand nicht kapieren, Mister Poker."

Auch Jonny Poker litt unter dem Föhn. Als wir ausstiegen, kläffte er eine Pekinesendame grundlos an, und an seinem Lieblingsbaum, der großen Akazie vor dem Verlagshaus, hob er in geistiger Verwirrung das verkehrte Bein. Vor Scham über diese Entgleisung verkroch er sich anschließend unter dem englischen Sofa meines Verlegers.

„Föhn!" sagte ich zu Kyra Alexandrowna, die ihn vergeblich mit einem Stück Schokolade aus seinem Versteck zu locken versuchte. „Konzentrieren Sie Ihren Charme auf mich, Großfürstin!"

„Föhn?" fragte Kyra und roch an den Rosen. Sie lächelte aufreizend erstaunt, als handele es sich um ein hebräisches Wort, das sie zum erstenmal hörte. Dabei lebt Kyra schon sieben Jahre in Bayern. „Sie wissen doch, daß sich der Großkhan beim leisesten Föhn in ein kannibalisches Nervenbündel verwandelt. So... und jetzt stellen Sie sich einmal vor, was geschehen würde, wenn ich die landläufige Föhnhysterie mitmachte!"

Dieses Argument überzeugte mich nahezu.

Der „Großkhan" heißt eigentlich Dr. Tibor und ist mein Verleger.

„Und wo versteckt sich der Großkhan vor dem Föhn? Unter dem Schreibtisch?"

„Er reitet!" sagte Kyra in einem Tonfall, der zugleich ihr Erbarmen mit dem armen Pferd ausdrückte. Sie wirkte niederträchtig ausgeschlafen.

Trotz ihrer fünfunddreißig Jahre ist Kyra Alexandrowna eine aufregend schöne Frau. Ihr kurz geschnittenes Haar hat die gleiche samtige Schwärze wie die Staubgefäße einer Tulpe. Mit ihrem strengen Pagenkopf, dem dreieckigen Katzengesicht, den mandelförmigen Augen und dem etwas zu langen, aber nicht ungraziösen Hals gleicht Kyra einer berufstätigen Kleopatra.

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Sehnsucht nach dem Großkhan Sie hierhergetrieben hat", sagte sie.

Ich schüttelte den Kopf, hockte mich auf die Kante des Schreibtisches und schob meine kalte Pfeife zwischen die Zähne.

„Kyra – an dem Tag, an dem ich den ersten Schönheitsfehler an Ihnen entdecke, werde ich Ihnen einen Heiratsantrag machen!"

Jonny Poker unter dem englischen Sofa machte „Wuff!"

Kyra rauchte schweigend und sah mich mit einem langen, schwer deutbaren Blick an.

„Und wenn es nur eine Laufmasche oder ein bißchen abgesprungener Lack an Ihrem kleinen Finger wäre", fuhr ich fort. „Aber noch lieber wäre mir ein echter Charakterfehler."

„Genügt es Ihnen nicht, daß ich ein altes Weib mit einer fragwürdigen Vergangenheit bin, das linke Bein nachziehe und dreißig Zigaretten am Tage rauche?" fragte sie.

Ich schob die Unterlippe vor und bewegte bedauernd den Kopf. Ob Kyra wirklich nicht wußte, daß dieser kaum merkliche Gehfehler ihrem Raubtiergang einen besonderen Charme verlieh?

Als junges Mädchen war Kyra Alexandrowna mit einer Ballettgruppe aus der Sowjetunion nach Berlin gekommen. Dort blieb sie aus irgendwelchen Gründen hängen. Nach einem schweren Autounfall war es dann mit dem Tanzen aus.

„Reden wir von etwas anderem", schlug sie vor.

„Bon! Ich brauche Geld."

„Aha", sagte Kyra.

„Wirklich."

Vor einiger Zeit habe ich die vollkommene Kyra Alexandrowna zu meinem Vormund in Finanzdingen eingesetzt, da mir der sauer erschriebene Rubel sonst zu rasch durch die Finger rollt.

„Wofür?" fragte die Alexandrowna freundlich und betrachtete ihre rot lakkierten Fingernägel.

„Ich will meiner Großmutter zu Weihnachten ein Fahrrad schenken", sagte ich leichthin und hielt ein Streichholz an meine Pfeife.

„Nikolai Nikolajewitsch!"

Wenn Kyra „Nikolai Nikolajewitsch" sagt, ist sie zu allem fähig.

„Also gut: ich habe mich heute morgen entschlossen, nach Wildbühl zu fahren."

Kyra schwieg, rauchte und wartete. Ich begann umständlich zu berichten. Kyra folgte meinen Ausführungen mit jener engelhaften Geduld, die selbst den Großkhan im letzten Föhnstadium von einem Kannibalen in ein Angorakaninchen verwandelt.

„Ist irgendeine Dame im Spiel?" erkundigte sie sich sachlich, nachdem ich geendet hatte.

„Nein", sagte ich aufrichtig. „So absurd es auch klingen mag: ich weiß selbst nicht, was mich immer wieder nach Wildbühl zieht."

„Erzählen Sie mehr von Wildbühl", forderte Kyra nach einer Minute des Überlegens und zündete sich eine neue Zigarette an. „Vielleicht kommen wir der Sache dann eher auf den Grund."

„Ursprünglich war Wildbühl ein Gebirgsdorf wie andere auch", begann ich lustlos. „Vor etwa fünfundzwanzig Jahren drehte dann irgendein Filmfritze dort eine Bergschnulze. Ein cleverer Hotelier pflanzte einen Luxuskasten vor die alpine Staffage, andere folgten, und plötzlich war Wildbühl ‚gemacht'. Ja, und dann kamen die Snobs..."

„Und Sie?" fragte Kyra stirnrunzelnd. „Seit wann interessieren Sie sich für Snobs und ihre Spielplätze?"

„Geduld. Die Story von Wildbühl und mir fängt eigentlich nicht in Wildbühl selbst an, sondern in St. Vitus. Sehen Sie, St. Vitus ist ein ziemlich ärmliches und winziges Nachbardorf von Wildbühl. Es liegt, wie es im Reiseführerjargon heißt, verkehrstechnisch ungünstig. Aber die Leute von St. Vitus brauchen die Rubelchen fast noch notwendiger als die saturierten Leute von Wildbühl. So kommt es, daß die Dörfler von St. Vitus, besonders die jungen Leute, so etwas wie ein Saisongastspiel in Wildbühl geben, als Skilehrer, Kellner, Zitherspieler – und manche auch als Saisongockel."

„Saisongockel?" fragte Kyra amüsiert. „Was soll ich mir darunter vorstellen?"

„Kein besonders seltenes Exemplar der Gattung Mensch! Stellen Sie sich einen jungen, skrupellosen Burschen vor, der aus dem Drang ‚Zurück zur Natur', einem Merkmal weiblicher Snobs, unbefangen Kapital schlägt. Der mit einem dieser goldenen Kälber nach dem obligaten Skikursus den vorgezeichneten Weg über Barhocker und Tanzfläche geht und schließlich ‚blöde Goas' denkt, während er im hölzernen, handgeschnitzten Englisch ‚Darling' flüstert."

„Ach so", sagte Kyra uninteressiert. „Aber diese Spezies gibt es nicht nur in Wildbühl und St. Vitus."

„Natürlich nicht."

„Und was ist dann für Sie das Außergewöhnliche an St. Vitus?"

„Da ist zum Beispiel der Andreas Feller", fuhr ich unbeirrt fort. „Ein gutaussehender Bauernjunge, der schon mit wehenden Windeln jede Rennstrecke geschafft hat. Der Anderl ist wirklich nur Skilehrer. Und er macht den Zirkus in Wildbühl nur mit, um den alten Feller-Hof wieder hochzubringen. Im übrigen springt er saugrob mit den goldenen Kälbern um."

„Und ist deswegen eine doppelte Sensation für die goldenen Kälber", ergänzte Kyra mokant.

„Vielleicht. Aber dem Anderl ist das – Verzeihung – scheißegal. Bei ihm gibt es keine Skikurse inklusive Erotik."

„...denn er liebt ein braves Nachbarskind, nicht wahr?"

„Die Schnulze ist noch perfekter, als Ihr slawischer Zynismus annimmt", sagte ich grimmig. „Das brave Mädchen namens Bertl ist zu allem Überfluß ein Flüchtlingskind aus Siebenbürgen. Und Bertl ist bildhübsch, arbeitet als Friseuse im Grandhotel und lacht über die mehr oder weniger verblümten Anträge der goldenen Kälber männlichen Geschlechts."

„Zu rührend, um wahr zu sein", sagte Kyra skeptisch. „Die Sache hat vermutlich eine Haken."

„Vor drei Jahren hatte sie noch keinen. Aber drei Jahre sind eine verdammt lange Zeit."

„Und jetzt wollen Sie schnell mal nach Wildbühl 'rüberrutschen, um nachzuschauen, ob der gut pedikürte Fuß des goldenen Kalbes auch diesen Garten zertrampelt hat..."

„So ungefähr."

„Fahren Sie", sagte Kyra und stand auf. „Und wenn die Sache einen Haken hat, dann hängen Sie eine Story an diesem Haken auf."

„Danke", murmelte ich. „Ich verzichte gern auf Haken und Story."

*

Da saß ich also im D-Zug nach Wildbühl, allein in einem Abteil erster Klasse. Nein, nicht ganz allein, denn mir gegenüber schlief mein braver Hund Jonny Poker den unschuldigen Schlaf der Kreatur auf dem politischen Teil einer Tageszeitung.

Kurz hinter München begann es zu regnen, und wenig später ging der Regen in Schnee über. Die kleinen, verschlafenen Bahnhöfe hatten etwas Unwirkliches.

Als der Zug irgendwann hielt und eine scheinbar körperlose Stimme „Wildbühl!" über die fahle Lichtinsel eines Bahnsteiges rief, zerfiel die Verzauberung.

Einen Atemzug lang wehrte ich mich gegen die alte Versuchung, einfach sitzenzubleiben und ohne bestimmtes Ziel weiter durch die Nacht zu fahren.

Dann stand ich draußen.

Der verschlafene Jonny Poker zitterte wie ein Hälmchen im Wind. Er tapste auf frierenden Pfoten über den verschneiten Bahnsteig.

Der Bahnhof Wildbühl liegt einige Kilometer außerhalb des Ortes. Trotz der späten Stunde fand ich vor dem Bahnhofsgebäude einen einsamen Mietschlitten, der auf späte Ankömmlinge wartete.

Der Schlitten klingelte alsbald mit mir durch die Hauptstraße des großstädtischen Dorfes. Neben den gleißenden, weihnachtlich dekorierten Schaufenstern muteten die Bauernhäuser wie Museumsstücke in imaginären Vitrinen an. Dann ließen wir den städtischen Teil hinter uns, glitten auf knirschenden Kufen durch eine einsamere, dörflichere Gegend mit schlafenden Gehöften und hielten endlich vor dem erleuchteten Portal des Grandhotels.

Ich begrüßte mein Zimmer 207 und stellte erleichtert fest, daß auch hier noch alles beim alten war. Ich nahm zunächst ein Bad, zog meinen dunklen Anzug an und sagte zu Jonny Poker, während ich mich vor dem Spiegel mit der Krawatte herumärgerte:

„Sie haben doch nichts dagegen, Sir, wenn ich Sie allein lasse, um unseren gemeinsamen Freund Bruno zu begrüßen?"

Bruno ist der italienische Barmixer des Grandhotels. Im Sommer arbeitet er im Excelsior am Lido von Venedig.

„Soll ich das Licht brennen lassen, Sir?"

Sir Jonny schniefte nur.

Ich ließ das Licht brennen und fuhr mit dem Lift hinunter.

„Buona sera, Bruno. Come sta?"

„Magnifico!" sagte Bruno mit einem grimmig liebevollen Blick auf seine menschlichen Nachtschattengewächse auf den Barhockern. Unsere Begrüßung war so nonchalant, als hätten wir uns gestern abend zuletzt gesehen.

Bruno ist nicht größer als einssechsundneunzig und in meinen Augen der drittbeste Mixer auf dem Kontinent.

Die holzgetäfelte Bar des Grandhotels war trotz der vorgerückten Stunde noch ziemlich überfüllt. Auf der Tanzfläche, die nicht viel größer als eine Untertasse ist, bewegten sich einige Paare in Abend-Dress oder überzüchteten Après-Ski-Modellen zu den gepflegt-müden Rhythmen einer italienischen Band.

Mit schöner Selbstverständlichkeit baute Bruno einen doppelten Scotch ohne Eis und Soda vor mir auf. Er hat ein Gedächtnis wie ein Elefant.

„Grazie", sagte ich. „Molto gentile!" Dann betrachtete ich das blasierte Drohnenvolk um mich herum, das seine sonnengebräunte Haut zu Markte trug, und suchte nach bekannten Gesichtern.

An einem der runden Tische neben der Kapelle entdeckte ich Petermann, den Filmregisseur in der Uniform salonbolschewistischer Avantgardisten: blauer Rollkragenpullover und Shagpfeife. Er schien, hinter leeren Sektpullen verschanzt, mit offenen Augen zu schlafen und befand sich in Gesellschaft von drei Starlets, die wie Abziehbilder von Kim Novak, Brigitte Bardot und Marina Vlady wirkten.

Ich gab die Musterung gelangweilt auf, vertiefte mich in meinen Scotch und schwatzte zwischendurch mit Bruno.

„Was macht denn der Anderl?" fragte ich nach dem vierten Scotch.

„Anderl?" wiederholte Bruno mit eigentümlicher Betonung und stellte die Flasche mit dem schwarzweißen Etikett wieder an ihren Platz. „O mei!"

Dieses „O mei!" lag wie ein kantiger Steinbrocken im italienischen Redefluß.

Aber bevor ich Bruno noch über die Bedeutung dieses lapidaren Seufzers ausfragen konnte, wurde meine Aufmerksamkeit durch das Erscheinen von zwei neuen Gästen abgelenkt.

Es waren zwei Ladies von jenem überseeischen Typ, der eine präzise Altersbestimmung unmöglich macht. Ewige Jugend aus der Retorte. Dabei sah eigentlich nur die erste so aus, wie sich der kleine Moritz eine Amerikanerin vorstellt. Sie trug den Stempel „Made in USA" wie ein aufdringliches Make-up zur Schau und war so trompetenblond, wie es eine echte Blondine nur selten fertigbringt.

Die zweite hatte mit ihr nur die retortenhafte Alterslosigkeit gemeinsam. Im übrigen glich sie ihr so wenig wie eine Orchidee einem glasierten Käsekuchen.

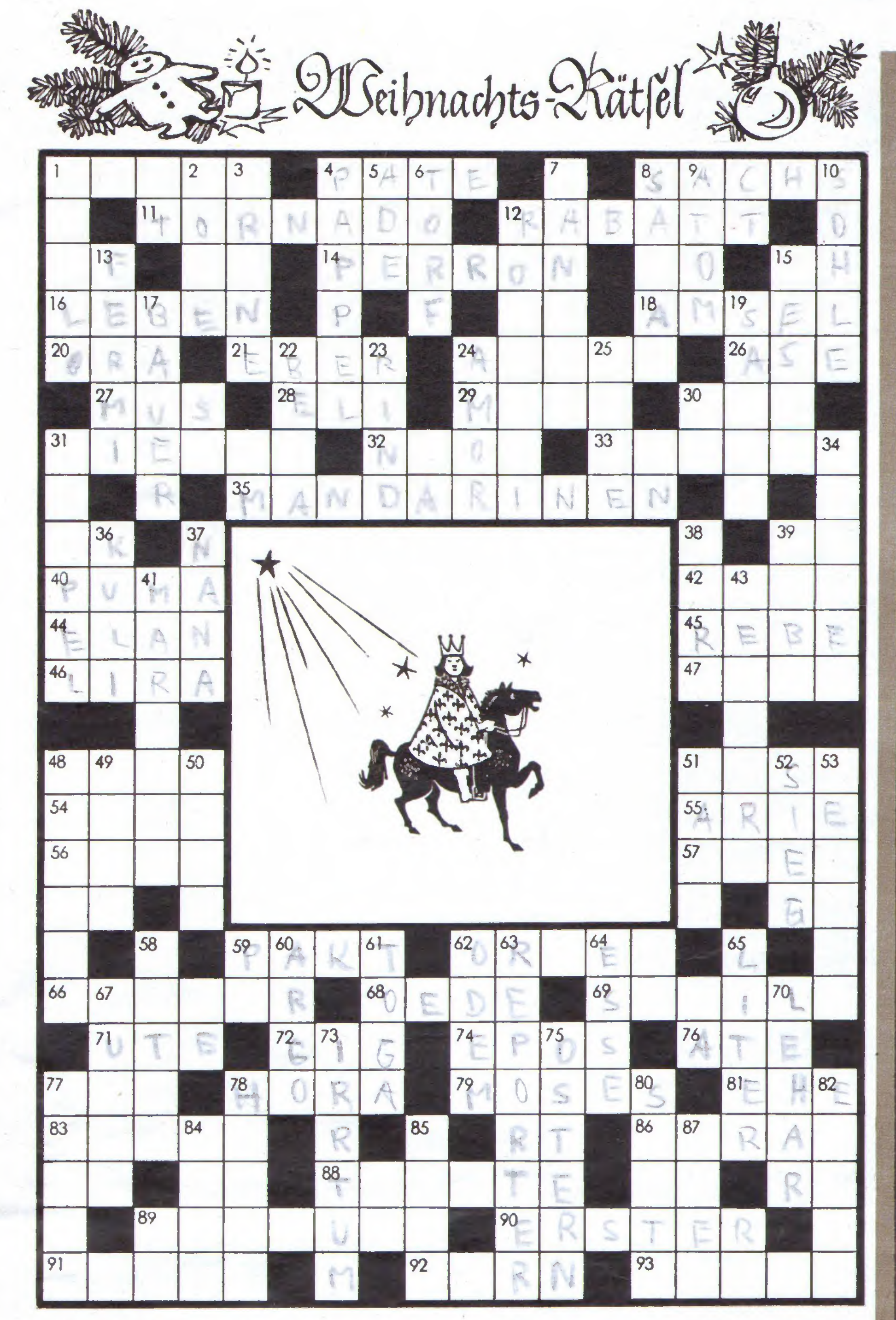
Klein und aufregend zerbrechlich schwebte dieses Wesen in einem raffiniert einfachen Kleid aus grauem Chiffon durch den Raum. Ihre Taille war so schmal, daß sie in einen Serviettenring gepaßt hätte.

Die Käsenkuchendame schraubte sich in ihrem hautengen Futteral geschickt auf einen Barhocker in meiner Nähe.

(Bitte lesen Sie weiter auf Seite 38)

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTEUR i. V.: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Illustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 330441. Fernschr. 041 1655.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf.
Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany.
Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk 70.— · Frankreich ffr. 70.— = NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.85 · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25



Waagerecht: 1. Brillenschlange, 4. Taufzeuge, 8. dtsch. Dichter u. Meistersinger †, 11. Wirbelsturm, 12. Preisnachlaß, 14. Bahnsteig, 16. das Dasein, 18. Singvogel, 20. lat.: bete, 21. männl. Schwein, 24. Bewohner eines Erdteils, 26. nord. Gottheit, 27. Fruchtbrei, 28. Hoherpriester, 29. engl.: Nerz, 30. Kosmos, Schöpfung, 31. Briefverschluß, 32. Edelgas, 33. metallischer Grundstoff, 35. Südfrucht, Plural, 40. Silberlöwe, 42. Hirschart, 44. Schneid, Schwung, 45. Teil des Weinstocks, 46. ital. Währungseinheit, 47. menschenfressender Riese, 48. dtsch. Philosoph †, 51. Verkehrsanstalt, 54. Werk von G. Hauptmann, 55. Lied einer Oper, 56. preuß. Feldmarschall † 1879, 57. franz. Schriftsteller, 59. Abkommen, Vertrag, 62. Musikinstrument, 66. Gewohnheitssünde, 68. verlassene Gegend, 69. preuß. Patriot † 1809, 71. Frauengestalt der Nibelungen, 72. leichtes Boot, 74. längeres erzählendes Gedicht, 76. Unheilsgöttin, 77. dtsch. Baumeister †, 78. Stunde, Stundengebet, 79. jüd. Gesetzgeber, 81. Lebensbund, 83. Futtermaterial, 86. alkohol. Getränk, 88. gezogener Wechsel, 89. Warenrechnung, 90. Klassenbester, 91. Regenrinne, 92. Nebenfluß der Garonne, 93. svw. Trumpf.

Senkrecht: 1. volkstüml. Operettenkomponist † 1940, 2. Staatskleid, 3. franz. Schriftsteller † 1896, 4. Alleebaum, 5. Abschiedsgruß, 6. Bodenart, 7. dtsch. Ostseebad, 8. Beispeise, 9. Ur-Teilchen, 10. Teil der Fußbekleidung, 12. ital. Opernkomponist †, 13. ital. Atomphysiker, 15. kroat. Physiker † 1943, 17. Landmann, 19. Luftsprung, 22. Taufname ungar. Könige, 23. Nutztier, 24. röm. Liebesgott, 25. Urkunde, 31. geschichteter Haufen, 34. Schöpfer des Wiener Walzers † 1843, 36. chines. Tagelöhner, 37. Roman von Zola, 38. Venuspriesterin, 39. Mundschenkin der Götter, 41. Stoffart, 43. Hühnerrasse, 48. Küchengewürz, 49. Arzneipflanze, 50. Kampfwagen, 51. Zusammengehöriges, 52. Kampferfolg, 53. Ablaßverkäufer, 58. Herbstblume, 60. Schiff der griech. Sage, 61. altröm. Obergewand, 62. Hauch, Atem, 63. Berichterstatter, 64. Schornstein, 65. Hohlmaß, 67. franz. Opernkomponist † 1871, 70. ber. Operettenkomponist † 1948, 73. Denkfehler, 75. Fest der Auferstehung Jesu, 77. Speisewürze, 78. lebender Zaun, 80. Brettspiel, 82. Aufsehen, 84. Halmgewächs, 85. Bootsmann, 87. Weberkamm.

Silbenrätsel

Aus den Silben: bat – be – be – bel – ber – bor – de – de – dech – dinck – dorff – e – ei – eis – ek – el – eu – fich – ge – gel – geln – gen – go – hum – i – i – im – ist – kap – kel – le – le – ley – men – ne – nenz – nik – ok – or – pe – per – per – per – priest – pun – ra – rü – se – se – se – ser – sta – sten – te – ten – ti – to – trap – wein – zahl – zel – sind 21 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren vorletzte Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Wort von Gandhi ergeben.

1. Selbstsüchtiger ....
2. Frechheit ....
3. Schwermetall, chem. Element ....
4. Bergerbse ....
5. engl. Schriftsteller ....
6. Nadelwaldschädling ....
7. begeist. Außersichgehen ....
8. Feldsalat ....
9. Heiligengeschichte ....
10. bel. Wintersport ....
11. trop. Kerbtierfresser ....
12. bek. dtsch. Dirigent ....
13. unsichtb. Bedeckung ....
14. dtsch. Sagenheld ....
15. Futtermaterial ....
16. nordamerik. Pelzjäger ....
17. Meinungsaustausch ....
18. Reptil ....
19. Berggeist d. Riesengebirges ....
20. dtsch. Komponist † ....
21. Monatsname ....

Auflösungen der Rätsel aus Heft 51 auf Seite 38

Gefährlicher Schnee

Darauf zückte sie ein mit blitzenden Steinen besetztes Lorgnon wie eine Waffe, musterte die Anwesenden einschließlich meiner Person ungeniert aus emailleblauen, harten Augen und schenkte Bruno schließlich ein nach Maß angefertigtes Lächeln.

Mit schriller Pfauenstimme bestellte sie eine „Bloody Mary“, einen mit Wodka angespitzten Tomaten-Flip, und klappte Lorgnon und Lächeln gleichzeitig zusammen.

„Für dich auch eine ‚Bloody Mary‘, nicht wahr, Darling?“

„Bestelle, was du willst, Darling“, sagte die Orchidee mit gesprungener Stimme. „Mir ist alles recht.“

Es klang genauso, als habe sie „Mir ist ohnehin alles zuwider“ gesagt.

Ich beugte mich etwas vor, konnte von ihr aber nur das halb abgewandte, ein wenig stumpfe Katzenprofil sehen. Ihr Haar hatte im Kerzenlicht die Tönung von altem Mahagoni.

Bruno verbeugte sich mit undurchdringlicher Miene und begann dann die blutige Marie zu mixen.

„O Darling“, schrillte die Blonde und ließ schon wieder das Lorgnon aufschnappen. „Ich fürchte, wir haben Josh unterwegs verloren. Oder siehst du ihn irgendwo?“

Sie suchte den Teppich nach dem verlorenen Josh ab, und ich kam zu der Überzeugung, daß es sich um ein Hündchen oder, dem exzentrischen Auftreten der beiden Damen angemessen, um ein junges Gürteltier handeln müßte.

„Josh geht nicht verloren“, sagte die Orchidee klagend. „Never! Aber da kommt er ja! Hallo, Josh... und wir dachten schon...“

Denkste.

Auch ich hatte falsch gedacht.

Josh war kein Hündchen. Am ehesten ähnelte er noch einem Gürteltier. Seine Beine waren jedenfalls nicht viel länger als die eines neugeborenen Gürteltieres.

Neben Josh verblaßte sogar die Orchidee.

Josh war nämlich ein Zwerg. Ein Gnom in tadellos sitzendem Smoking. Auf dem winzigen Körper lastete ein zu großer Kopf mit einer prächtigen weißen Mähne, und auf dem Rücken der fleischigen Nase schwankte ein Zwicker.

Bei aller ausschweifenden Phantasie hatte ich nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Damen sich so etwas wie einen Hofnarren hielten. Ich war überwältigt. Aber mein Freund Bruno machte ein Gesicht, als sei ein Zwerg an der Bar des Grandhotels etwas durchaus Alltägliches.

Dabei fand ich diesen komischen Josh nicht einmal unsympathisch. Ich bewunderte den Gleichmut, mit dem er die Blicke der anderen Gäste ignorierte, und die Akrobatik, mit der er das Hindernis des Barhockers nahm.

Da saß er nun neben mir, die kurzen Beinchen übereinandergeschlagen, rieb sich wie fröstelnd die kleinen, weißen Hände und sagte mit einer angenehm gutturalen Stimme:

„Meine liebe Isabel, ich finde, du solltest jetzt zu Bett gehn!“ Womit er zweifellos die über ihrem Glas dahinwelkende Orchidee meinte.

„O Joshua... ich kann es nicht ausstehn, wenn du in diesem Kindermädchenton mit mir redest!“

„Nun, nun...“ meinte Josh begütigend und verzog seine dicken Lippen zu einem satyrhaften Lächeln. „Ich meine nur, es könnte deiner kostbaren Gesundheit schaden, wenn du das Geschwätz unserer lieben Patricia länger als zwölf Stunden mit anhörst!“

Wenn ich erwartet hatte, die liebe Patricia würde wie ein Champagnerpfropfen hochgehn, so hatte ich mich schon wieder geirrt.

Die Käsenkuchendame brach in kreischendes Gelächter aus und spritzte mit dem Strohhalm ein paar Tropfen Tomatensaft in Richtung des Zwerges, der sie gelassen mit einem Seidentüchlein von seiner Nase tupfte. „Ist er nicht wundervoll, Darling?“

Die Orchidee antwortete nicht. Sie hob nur ein wenig die kindlichen Schultern und ließ sie resigniert wieder sinken.

Jetzt sah ich endlich ihr Gesicht. Es war ein kränkliches Gesicht von fast mongolischen Schnitt, mit hohen Backenknochen, einem großen, auffallend blaß geschminkten Mund und sonderbar leeren Augen unter künstlichen Bögen. Nephritgrüne Monde, in denen sich nur die Kerzenflämmchen und eine namenlose Langeweile spiegelten.

Ich bestellte bei Bruno den fünften Whisky und hätte ihn gern gefragt, was es mit diesem skurillen Dreigespann auf sich hatte.

„Doppo!“ sagte sein Blick. „Später erkläre ich Ihnen alles!“

Die Kapelle spielte jetzt eine träge Rumba.

„Warum hast du deinen Sonnyboy heute so früh ins Bett geschickt, Darling?“ hörte ich die klirrende Stimme der lieben Patricia fragen. „Langweilt er dich schon? Wie schade. – Ich habe dir allerdings gleich gesagt...“

„Nein...“, sagte die Orchidee schleppend. „Er langweilt mich nicht. Wirklich nicht. Er quält mich...“

„Er quält dich? Wie wundervoll!“

„Man sollte dich vergiften, liebe Patricia“, bemerkte Josh mit großer Gemütsruhe. Er kaute unentwegt Salzmandeln und spülte sie mit Mineralwasser hinunter.

Von einem Moment zum anderen befiel mich eine schreckliche Müdigkeit. Ich überlegte, ob der sechste Whisky mich wohl vom Barhocker kippen würde, und verzichtete nach kurzem Zögern auf dieses fragwürdige Experiment.

„Also dann – bis morgen, caro mio!“ sagte ich zu Bruno.

Im aufwärts schwebenden Lift fielen mir nachträglich drei Dinge auf.

Erstens: der Zwerg Josh hatte mich eigentümlich angesehen, so als bedauere er mein Fortgehen.

Zweitens: die Orchidee hatte mir ein ganz unprogrammäßiges Lächeln geschenkt, und ich hatte nicht zurückgelächelt. Irgend etwas störte mich an diesem Lächeln. Es hatte einen Stich. Einen kaum wahrnehmbaren Hauch von Verdorbenem.

Und drittens: Bruno hatte beim Abschied ein komisches Gesicht gemacht. Etwas Unausgesprochenes lag in seinem Blick. Eine Warnung?

*

Jonny Poker erwartete mich mit der Nase an der Tür und einem unendlich wehmütigen Blick.

„Sie müssen nämlich wissen, Sir...“

Er fiepte wie ein junges Perlhuhn und trat von einer Pfote auf die andere. In Anbetracht der Dringlichkeit ersparte ich ihm weitere Erklärungen, klemmte ihn wie eine Collegmappe unter den Arm und ging – mit ganz leichter Schlagseite – wieder zum Lift.

Ich weiß nicht, wie lange ich mit Jonny Poker durch den Schnee stapfte. Die Nachtluft war herrlich, und der Wind fegte die Whiskynebel aus meinem Kopf. Ich dachte daran, daß ich morgen mit Bertl, Andreas und dem alten Feller-Bauern in die kleine Kirche von St. Vitus zur Christmette fahren würde und daß es hübsch wäre, wenn Kyra Alexandrowna dabei sein könnte.

Kyra! Wie mochte ihr Weihnachtsabend aussehen? Warum hatte ich sie nicht einfach mitgenommen? Wir hatten den Großkhan schon beschwatzt, ihr ein paar Urlaubstage zu geben. Ob Kyra wohl mitgekommen wäre? Was wußte ich überhaupt aus ihrem sogenannten Privatleben? Hatte sie überhaupt so etwas?

Sie war eine charmante, aber unpersönliche Sphinx. Man konnte mit ihr Pferde stehlen, Manuskripte durchackern und große Mengen Whisky trinken. Aber man konnte sie auch nach dem x-ten Scotch nicht dazu bewegen, ein kleines Stück ihres wirklichen Lebens preiszugeben...

Ich pfiff Jonny Poker. In einer Wolke von Schneestaub kugelte er heran. Nachdem ich ihn notdürftig mit dem Taschentuch abgerubbelt hatte, nahm ich ihn wieder unter den Arm und trug ihn am Nachtportier vorbei zum Lift. Aus der Richtung, in der die Bar lag, sickerte immer noch gedämpfte Tanzmusik in die dumpfe Stille des schlafenden Hotels.

Der Fahrstuhl glitt summend hinauf und hielt mit einem schwachen Seufzer im zweiten Stock. Ich hatschte, Sir Jonny als Paket unter dem Arm, über den roten Läufer.

Plötzlich stutzte ich.

Die Tür von Nr. 207 war nur angelehnt.

Hatte ich vorhin vergessen, sie hinter mir zu schließen? Möglich. Jonny Poker hatte es immerhin sehr eilig gehabt.

„Jetzt bin ich dran, Sir“, sagte ich, setzte Jonny auf seine vier Pfoten und gab ihm einen Klaps. Jonny schüttelte sich und zockelte auf die nur angelehnte Tür zu. Er schob die Schnauze durch den Türspalt und gab einen unterdrückten Blafflaut von sich.

Als ich mein Zimmer betrat, hätte ich beinahe auch vor Überraschung gebellt.

In dem großblumigen Chintzsessel neben meinem aufgedeckten Bett saß nämlich der weißhaarige Zwerg Josh aus der Bar!

*

Ich starrte ihn an, als sei er das Gespenst meiner verstorbenen Großmutter. Noch seltsamer aber berührte mich, daß der sonst so arrogante Jonny Poker es widerspruchslos duldete, daß der fremde Zwerg sein schneefeuchtes Fell kraulte.

„Hallo!“ sagte ich und zog die Tür hinter mir ins Schloß.

Jonny nieste verschämt und verdrückte sich seitwärts unter den runden Tisch.

„Guten Abend“, sagte ich. „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches? Oder haben Sie sich nur in der Zimmernummer geirrt?“

Der Zwerg nahm den blitzenden Kneifer ab, polierte ihn umständlich mit dem Zipfel eines Seidentuches und sagte mit seiner angenehm weichen Stimme in fast akzentfreiem Deutsch:

„Hallo, Mister Kilian! Sie erlauben doch, daß ich sitzen bleibe? Im Sitzen sehe ich nämlich noch am ehesten wie ein normalgewachsener Mensch aus.“

„Bitte“, murmelte ich.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich zu dieser Stunde und noch dazu in Ihrer Abwesenheit bei Ihnen eingedrungen bin. Ich werde Ihnen gleich erklären, was mich zu diesem... eh... ungewöhnlichen Schritt veranlaßt hat.“

Er sprach mit einer komisch feierlichen Würde, aher in seinen schwarzen Pudelaugen glitzerte eine heimliche Ironie, so als amüsiere er sich über sich selbst.

Ich konnte mir nicht helfen: dieser Zwerg wurde mir immer sympathischer. Dabei kann ich es sonst nicht ausstehn, wenn man mich um zwei Uhr nachts im Hotelzimmer besucht.

Vor allem aber war ich gespannt, was nun kommen würde.

„Zuerst darf ich mich Ihnen vorstellen.“

Er streckte mir eine kleine, durchaus wohlgeformte und angenehm trockene Hand entgegen.

„Ich bin Dr. Joshua Zucker aus Chikago.“

„Und ich bin Claude Kilian aus München“, sagte ich erheitert. „Dieser charakterlose Hundejunge heißt übrigens Jonny Poker.“.

Dr. Joshua Zucker pflanzte den polierten Zwicker wieder auf seine Tapirnase. „Mister Jonny Poker hätte mir pflichtschuldigst die Smokinghose zerreißen müssen, nicht wahr? Machen Sie ihm bitte keinen Vorwurf. Komischerweise bin ich den meisten Hunden sympathisch. Ich kann nichts dazu.“

Ich setzte mich in den zweiten Sessel. „Im allgemeinen kann ich mich auf die Menschenkenntnis von Sir Jonny verlassen“, sagte ich.

Der Zwerg verbeugte sich leicht, wobei der Zwicker auf seiner Nase verrutschte.

„Möchten Sie etwas trinken, Doc?“ fragte ich. „In meinem Koffer steckt irgendwo noch eine halbvolle Flasche Whisky.“

Er hob beide Hände.

„Ich trinke eigentlich nur Mineralwasser“, sagte er lächelnd. „Schmeckt abscheulich. Aber ein angetrunkener Zwerg wirkt noch alberner als ein nüchterner. Und tun Sie bitte einen Gefallen, Mister Kilian. Nennen Sie mich nicht Doc. Das erinnert mich unnötig an meinen verfehlten Beruf. Nennen Sie mich meinetwegen Josh wie die anderen.“

„Well, Mister Josh. Sie sind Arzt, nicht wahr?“

Er wedelte geringschätzig mit der Hand.

„Einfach Josh, wenn ich bitten darf. Über meinen Beruf müssen wir später noch sprechen. Leider.“

„Was kann ich also für Sie tun... Josh?“

Dr. Joshua Zucker lehnte sich im Sessel zurück, so daß seine kurzen Beine fast waagerecht in den Raum stießen. Er zog eine Zellophantüte mit gesalzenen Mandeln aus der Brusttasche und fragte:

„Darf ich? Das ist so ein kleines Laster von mir.“

Allmählich wurde ich ungeduldig. Dieser nette Dr. Zucker ließ mich verdammt lange zappeln. Jetzt beugte er sich auch noch herunter und schüttete ein paar Salzmandeln neben Jonny Poker auf den Teppich. Er kam ächzend wieder hoch, setzte sich auf dem Sessel zurecht, schob eine Mandel zwischen die dicken Lippen und sagte:

„Kurz und gut... oder vielmehr: kurz und schlecht... es handelt sich darum, daß Ihr Freund Andreas Feller, den ich übrigens sehr schätze, in eine... eh... in eine Affäre verwickelt ist, die ihm den Hals brechen kann.“

(Fortsetzung folgt)

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 51

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Prima, 4. Puppe, 7. Stamm, 10. Tara, 12. Hai, 13. Real, 15. Biber, 16. Krieg, 18. Eos, 20. Ute, 22. Oel, 23. Gut, 24. Tresse, 26. Alk, 28. Gerede, 30. Hera, 21. Importe, 32. Ares, 34. Pirat, 36. Moos, 38. Sin, 39. Saal, 41. Semmel, 43. Distel, 45. Rahe, 46. Gas, 48. Orb, 49. Tier, 51. Aal, 52. Meteor, 54. Mai, 55. Kaste, 56. Talar, 57. Satte, 59. Pille, 61. Lat, 63. Eis, 65. Lek, 67. Idol, 69. Serapis, 70. Soda, 71. Selam, 72. Monat, 73. Roger, 74. Traube, 75. Son, 76. Talent. — Senkrecht: 1. Phaethon, 2. Mab, 3. Arius, 5. Uhr, 6. Pik, 7. Seele, 8. Tag, 9. Malteser, 11. Abtei, 13. Riege, 14. Poren, 17. Nudel, 19. Ser, 21. Florin, 23. Ger, 25. Salome, 26. Apis, 27. Kran, 29. Rabatt, 33. Dom, 35. Aas, 36. Mehl, 37. Segestes, 39. Sibelius, 40. Leim, 41. Saar, 42. Latte, 44. Lear, 45. Rabulist, 47. See, 48. Ort, 50. Rinckart, 52. Mate, 53. Hals, 57. Stola, 58. Piano, 60. Eloge, 62. Ader, 63. Eros, 64. Span, 66. Eden, 68. Lau, 70. Sol.

Silbenrätsel. 1. Idstein, 2. Madrid, 3. Möhne, 4. Elend, 5. Ravenna, 6. Davos, 7. Illimani, 8. Enos, 9. Glückstadt, 10. Eichsfeld, 11. Gallipoli, 12. Eberswalde, 13. Nauders, 14. Wiesent, 15. Altenau, 16. Emden, 17. Rheiderland, 18. Tollense, 19. Insterburg, 20. Grodno, 21. Ebermannstadt, 22. Sundewitt, 23. Themse, 24. Ugines. **Immer die gegenwaertige Stunde, das ist die Stunde Gottes.**



HORST PLASCHKE

Der Fleischesel

Die Weihnachtsgeschichte eines kleinen Mädchens

Er hatte samtweiche Lippen und atemberaubend große Wackelohren. Er hieß Hans, und Monika verliebte sich auf Anhieb in ihn. Heftig und rückhaltlos, wie das nur ganz junge Damen tun.

Und ganz jung war sie wirklich noch: gerade fünf geworden. Hans nahm ihre tapsigen Liebkosungen mit der Gelassenheit seiner Rasse und seines Alters hin. Er war ein Zwergesel und hatte schon zwanzig Jahre auf seinem Buckel.

Monika war so aufgeregt, daß sie nicht bemerkte, was um sie herum vorging. Nicht, daß Karla, das Dienstmädchen, an dem sie so hing, den Mann, vor dessen Karren das Eselchen gespannt war, Vater nannte, und auch nicht, daß ihr eigener Vater nervös zur Weiterfahrt drängte. Sie blickte staunendstumm in Hansens große Augen, und ihr kleines Herz war so voll. Sie kam erst wieder zu sich, als Hans auf seinen winzigen Hufen davontrappelte und als sich das „Pingping" der Glocke an seinem Hals zwischen den Häusern verlor.

Auf der Nachhausefahrt saß sie still und andächtig neben dem Vater im Wagen. Sie vermochte erst nach einer ganzen Weile zu sprechen. Und was sie dann hervorsprudelte, war die Bitte, der Vati möchte ihr doch ein solches Eselchen schenken.

„Jaja – zu Weihnachten!" murmelte Ulrich Troller abwesend. Seine Gedanken waren wie stets – in seinem Geschäft.

Doch Monika nahm es gläubig auf.

„Es muß aber ein Fleischesel sein!" sagte sie noch. Denn soviel wußte sie schon: Tiere, die man zu Weihnachten bekam, waren meistens aus Holz.

„Wie? – Ach ja. Sicher!" murmelte Ulrich. Er dachte: Weihnachten! Da vergeht noch viel Zeit. Bis dahin denkt Monika längst nicht mehr daran.

*

Das war im Spätsommer gewesen. Im Herbst kündigte Karla. Ulrich fiel aus allen Wolken.

„Was ist denn los, Fräulein Karla? – Gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns?"

Karla schüttelte – ganz leicht – den Kopf. Das konnte ja oder nein heißen.

„Hab ich Sie gekränkt, Karla – ungewollt? Natürlich ungewollt!"

„Ich möchte kündigen!" wiederholte Karla und preßte die Lippen aufeinander. – Sie war das sechste oder siebente Hausmädchen. Das sechste oder siebente, seit Monikas Mutter gestorben war. An ihre Vorgängerinnen erinnerte sich Ulrich nur mehr oder weniger mit Schaudern. Auch als sich Karla vorgestellt hatte, – die Tochter eines Eisverkäufers –, war Ulrich skeptisch gewesen. Aber Karlas Hände erwiesen sich als flink, geschickt und behutsam. Sie lachte gern, und wenn sie lächelte... Sie konnte so lieb und so herzlich lächeln. Das Haus, nein, die Welt schien heller und wärmer geworden zu sein, seit...

Die Welt? grübelte Ulrich. Wirklich die ganze Welt?

Zumindest unsere Welt! entschied er. Und er fand das nicht übertrieben.

„Karla!" sagte er ernst. „Das können Sie Monika nicht antun. Sie sind dem Kind eine zweite Mutter geworden. An meine Frau hat sie ja keine Erinnerung mehr."

„Ja", meinte Karla tonlos. „Darum muß ich ja gehen."

Ulrich verbrachte eine schlaflose Nacht. Er glaubte, Karlas Gründe zu kennen: Sie war jung, kaum mehr als halb so alt wie er selber. Und sie hatte ein Recht auf ein eigenes Leben. Sie fürchtete, Monika und sie würden sich ganz aneinander verlieren, und dann würde es kein eigenes Leben mehr für sie geben. Wenigstens auf Jahre hinaus nicht.

Ulrich faßte einen Entschluß. Und am Frühstückstisch brachte er seinen Antrag vor, das, was er einen Antrag nannte.

Er redete lange und ungereimt. „Karla!" murmelte er schließlich, „ich verstehe ja, daß Sie... – um Monikas willen, Karla! Bleiben Sie. – Für immer. Als Monikas Mutter. – Und als meine Frau."

Karla wurde weiß. Dann stand sie langsam auf und ging langsam hinaus. Am 1. Dezember verließ sie endgültig das Haus.

*

Um diese Zeit hatte Ulrich längst begriffen, daß sich der „Fleischesel" als eine Art fixe Idee in Monikas Köpfchen und, mehr noch, im Herzen des Kindes eingenistet hatte. – Die Trennung von Karla zerbrach dieses kleine Herz fast, und Ulrich wußte sich keinen anderen Rat, als ihr den Fleischesel nun wirklich fest zu versprechen.

Er bereute es aber gleich darauf. Wo – um Himmels willen! – gab es heute noch einen Zwergesel zu kaufen. Und wo – um Himmels willen! – ließ sich so ein Grautier in einer Stadtwohnung unterbringen.

Das neue Mädchen stieß bei Monika auf eisige Ablehnung. Und Ulrich besprach das Fleischesel-Problem mit einem Freund. – „Monika braucht halt etwas zum Liebhaben!" sagte der Freund.

„Sie hat doch mich!" antwortete Ulrich flau.

„Hat sie dich?" fragte der Freund. „Du lebst doch nur deiner Firma."

Ulrich schwieg betroffen. Aber gerade jetzt war Hochkonjunktur. Er mußte noch mehr als sonst im Geschäft sein.

Die Stadt rüstete zum Fest. Ulrich kaufte den prächtigsten Tannenbaum, die üppigsten Geschenke. Er versuchte, mit dem Kind wie mit einem Erwachsenen zu sprechen. „Sieh mal: wo soll der Fleischesel denn schlafen?" – „In meinem Bett, Vati. Ich schlafe dann eben auf dem Fußboden." Ulrich versuchte, Monika für ein anderes Tier zu begeistern: für einen Dackel, ein Kätzchen, einen Papagei. – Er gab es auf, so oft Monikas Augen mit Tränen sich füllten.

Wenn doch Karla...

Karla! – Es würde ein trostloses Fest werden, nicht nur wegen des fehlenden Fleischesels...

Es wurde noch trostloser, noch schlimmer. Monika hatte für nichts Augen. Nicht für die glänzende Blautanne, nicht für den Puppenwagen, die Puppe, den Kaufladen. Sie war so entsetzlich enttäuscht, daß sie nicht einmal weinen konnte. Und was sie endlich hervorstieß, traf Ulrich mitten ins Herz.

„Ich weiß schon. Du versprichst immer alles!"

Hilflos stand Ulrich mit hängenden Armen da.

„Komm!" rief er dann plötzlich und lief nach Monikas Mantel.

„Wo wollen wir denn hin?"

Ulrich dachte, daß er nicht schon wieder ein Versprechen geben durfte, von dem er nicht wußte, ob er es einlösen konnte. – „Komm nur", murmelte er.

Der Wagen glitt über die dünne Schneedecke, unter Glockengeläut und an Fenstern vorbei, hinter denen Kerzen brannten.

„Komm!" sagte der Vater und nahm sein Kind an der Hand. Monika trippelte neben ihm her, über den Hof des Vorstadthauses und die Stiege empor. Er klopfte. Und als sich leichte, rhythmische Schritte näherten, hielt er den Atem an.

„Karla!" hauchte das Kind.

Und Karla nahm die Kleine in die Arme.

Wie Ulrich hörte, schluchzte sie. Er sah angestrengt geradeaus, auf den kleinen Weihnachtsbaum auf der Kommode.

*

„So, Monika!" sagte Karlas Vater später. „Nun kannst du Hans besuchen!" Die Tür fiel hinter Monika zu. Ulrich stand Karla gegenüber: fahl, mit schmalen, blutleeren Lippen, die zuckten. So wunderbar jung war sie, so beklemmend jung.

Die Kerzen brannten herunter.

„Ja", murmelte Ulrich, blanken Schweiß auf der Stirn. „Da wäre ich also. Ich wollte Sie fragen, ob... Ich meine... ob Sie vielleicht nicht doch..."

„Aber das geht doch nicht, Herr Troller. Ich bin doch nur..."

„Eben!" platzte Ulrich heraus. „Eben deshalb liebe ich Sie. Weil Sie so sind, wie Sie sind. – Herrgott, war das schwierig!"

Da lächelte Karla. Herzlich und lieb – bei aller Verlegenheit.

Sie stiegen die Treppe hinunter, gingen um das Haus herum in den Stall.

„Vati!" rief Monika atemlos. „Ich hab' einen Fleischesel, Vati."

Ulrich schluckte. Er hielt Karlas Hand.

„Auch meinen Wunsch hat das Christkind erfüllt", sagte er feierlich.



Zeichnungen Bartsch



Oskars Seereise

VON CEFISCHER







Weihnachten auf hoher See

Eine schöne Bescherung

gezeichnet von Berthold Daneke

„Muttiiiii, Klaus-Dieter will mein Schlafzimmer als Garage haben."

„Ganz unter uns: Bei Hoffmanns auf dem Balkon hängt auch eine!"

„Für so'n Quatsch gibt er Geld aus, aber die Weiche für die Eisenbahn ist zu teuer."

„Wollen wir nicht doch lieber die guten alten Wachskerzen nehmen, Hugo?"

„Noch einmal, dann holt der Weihnachtsmann das Gewehr wieder ab!"

„Hat dir denn der Verkäufer nicht gesagt, wie man das Ding wieder abstellt?"

„Du bist so verträumt, Liebster, woran denkst du jetzt?" „Daß in sieben Tagen Gott sei Dank der Erste ist!"

„Wenn ihr meinen Karl May lest, dann rauche ich jetzt eure Zigarren!"